

Alfred Cordes  
Caspar Coppenrath  
Roman

Text © 2013 Alfred Cordes – [alfred-cordes.de](http://alfred-cordes.de)  
Erstveröffentlichung bei C.Bertelsmann, München, 1987  
Titelbild & Layout © 2013 Hinrich van Hülsen – [leotaurus.de](http://leotaurus.de)  
Alle Rechte vorbehalten

# für Olga

## Kapitel 1

An seinem siebten Geburtstag fuhr Caspar Coppenrath auf das Land hinaus.

Onkel Edwin war am frühen Nachmittag vor dem Hause vorgefahren, war aus seinem Kabriolett gestiegen, über die Straße durch das Geschäft in die Wohnung hinaufgegangen, wie nur er es konnte: laut ohne ein Wort. Die Erwachsenen hatten sich bei Kaffee und Kuchen mit eiligen Worten unterhalten, und während dieser Zeit war Caspar am Erkerfenster gestanden, hatte auf der Straße das Kabriolett gesehen, seinen Bruder Carl auf dem Fahrersitz, wie er wild und lachend am Steuer herumriß, hatte die Festigkeit des Kirchturmes gesucht und stand dann und schaute auf die große Uhr, auf den Minutenzeiger, den nichts auf der Welt bewegen konnte, und der dennoch niemals zur Ruhe kam. Caspar wußte, daß er alles in sich zusammenhalten mußte, bis es kribbelte und weh tat. Ließ er sich vom zappelnden Bruder ablenken, so war der Minutenzeiger festgewachsen. Er mußte seinen Willen gegen die ganze Welt stemmen, alle Bilder aus dem Kopf jagen, dann sah er die Bewegung des Zeigers: wie der langsamste Fluß der Erde dahinfließend - einmal schon drei Minuten lang.

Als Onkel Edwin ihn lärmend und ausgelassen vom Fenster gezogen und auf den Arm genommen hatte, als er mit ihm drehend und hüpfend im Wohnzimmer umhergesprungen war, da wurde dem Caspar recht schwindelig, doch gegen die Begeisterung des Onkels mochte er nichts sagen.

Es war ein wunderschöner Frühlingstag, und als sie nun am Bahnhof auf Onkel Josef warteten, klappte Onkel Edwin das Verdeck zurück. Caspar und Carl wippten vor freudiger Erwartung auf dem Rücksitz, lachten über das Bahnhofsgebäude, weil der Carl die starken Zerstörungen des nördlichen Flügels damit erklärte, daß sich ein Riese, ein englischer Riese, daraufgesetzt hätte. Nebenher hielten sie Ausschau nach dem Bus, von dem Onkel Edwin wußte, daß es ein roter sein würde, einer mit einem runden Rücken und einer eingedrückten Nase. »Er sieht aus wie ein Boxer«, hatte er versprochen, und als der Bus in einem großen Bogen auf sie zukam, da sahen die Kinder den roten Boxer, erkannten ihn an der Nase, am Rücken und am Onkel Josef, der aus ihm hervorkletterte, unverkennbar mit seinem Bart und der langen, schwarzen Jacke. Die Kinder mochten ihn.

Noch auf dem Bahnhofsplatz, nachdem er Edwin die Hand gegeben und gesagt hatte, er bedauere es, seinen Bruder so selten zu Gesicht zu bekommen, freute sich aber immer wieder, wenn sich eine Gelegenheit wie diese ergebe, nachdem er Carl eine kleine Zellophantüte mit Goldbonbons gegeben hatte, als Lastenausgleich für Geburtstagsgeschwister, da überreichte er dem Caspar sein Geschenk. In all dem Gerenne vor dem Bahnhof, im Schatten des Boxerbusses, stellte er das Kind vor sich auf, ging in die Hocke, daß er dem Caspar in die Augen schauen konnte.

»Zu deinem Geburtstag schenke ich dir etwas sehr Kostbares. Man kann damit das Beobachten lernen. Ich kenne dein Talent. Hoffentlich wird es gut behandelt!«

Und er hatte ein schmales Kästchen aus der schwarzen Jacke gezogen, hielt es dem Jungen hin, und der schaute voller Glück auf das glänzende rote Holz, auf die feinen messingfarbenen Beschläge, hatte die ungewöhnlich feierlichen Worte des Onkels nicht

verstanden, nahm nur das Kästchen wahr, in dem er einen Schatz vermutete, etwas Goldenes, eine Uhr vielleicht, ein technisches Gerät, auf jeden Fall etwas aus Metall, das ein Leben lang hält. Caspar hob den Deckel, sah sechs schwarze Bleistifte nebeneinander liegen.

»Die sind ja alle gleich«, sagte er und wollte sich gegen seine Enttäuschung beim Onkel bedanken, doch der hatte es geahnt, erklärte eindringlich, daß sich die Bleistifte nur äußerlich glichen, sprach von unterschiedlichen Härten, von unbegrenzten Ausdrucksmöglichkeiten, von Schatten und Linien, von Umriß und Schraffur, redete sich gegen das Unverständnis des Jungen in eine Aufregung, von der Caspar nicht mehr begriff als die Einladung, für ein Wochenende nach Glandorf zu kommen, um sich vom Onkel die Bedeutung der Bleistifte erklären zu lassen. Mit dem Gedanken an das kleine Ziegelsteinhaus, an den Handtuchgarten, die Hühner und den großen Bauernhof der Familie Ottenmeier klappte Caspar das Kästchen zu, strich mit den Fingerspitzen über das Holz und lächelte den Onkel an.

Onkel Edwin erklärte dem Carl die Schalter und Hebel am Armaturenbrett, ließ ihn Wischer, Winker und Hupe probieren. Caspar zeigte sein Geburtstagsgeschenk.

»Das sind ja dieselben!« lachte Carl, nahm einen Bleistift, drehte ihn in den Fingern und schrieb in steiler, gleichmäßiger Schrift auf den Boden von Onkel Edwins Zigaretenschachtel: Mercedes-Benz.

Derweil versuchte Josef Edwin zu erklären, daß nur der Bleistift in der Lage sei, eine fundierte Verbindung zwischen dem Auge des Zeichners und dem Blatt Papier zu schaffen, und als Edwin gnädig lächelnd von den alten Flausen sprach, erbat sich Josef ein Mindestmaß an Verständnis und verwies darauf, daß die Bleistifte aus dem Hause Grillheim stammten und somit das Beste darstellten, was zur Zeit zu bekommen sei.

»Grillheims Zeichengeräte - die Voraussetzung der Kunst«, lachte Onkel Edwin, ließ den Motor anspringen, schaute unternehmungslustig zu den Kindern auf der Rückbank, und als er bereits durch den kleinen Kreisel in die Möserstraße gefahren war, sagte er noch zu seinem Bruder gewandt: »Grillheims Zeichengeräte - die Voraussetzung dafür, daß man kleinen Kindern Flausen von der Kunst in den Kopf setzt.«

Im offenen Wagen fuhren sie durch die Stadt, am Dom vorbei, über den Marktplatz. Das Rathaus und der Westfälische Friede. Die Bierstraße hinauf und über den Reißmüllerplatz in die Natruper Straße. Onkel Josef erklärte den Kinder ihre Stadt. Das tat er gern und ausführlich, zeigte auf die Trümmer, beteuerte die ehemalige Schönheit des Zerstörten, zeichnete Bilder von jahrhundertealten Gebäuden dorthin, wo nur Steine und Balken lagen und konnte mit seinen ausführlichen Beschreibungen dem Tempo des Kabrioletts nicht folgen. Er beschrieb noch die würdevolle Architektur der Dominikanerkirche, verwies auf den Zufall, den man durchaus als Fingerzeig Gottes verstehen könne, daß die Bomben wie nach planmäßiger Arbeit ausschließlich die Außenmauern und das große Kruzifix an der Altarwand hatten stehenlassen, da waren sie schon an der Eversburg vorüber, hatten mit der Stadt deren Vergangenheit hinter sich gelassen und fuhren auf das Land hinaus.

Caspar liebte das Autofahren, und er liebte die Vorstellung, sich beliebig weit vom Elternhaus entfernen zu können, aus der Straße, aus der Stadt, immer weiter fort, ohne ein Ziel und dennoch geradlinig und rasch. Er genoß die Fahrt, hörte nicht auf die Worte des Onkels, nahm nur mit den Augen wahr: die rennenden Eindrücke in der ungewohnten Fortbewegung, das grüne Land in der Frühlingssonne, die Häuser, die Menschen, die wieder verschwunden waren, bevor er das Staunen über das schöne Auto auf ihren Gesichtern hätte entdecken können. Caspar hockte auf der Rückbank, mit dem Kopf, mit den Augen ständig in Bewegung, und voll ausgelassener Freude und Lust rief er: »So eine Fahrt ist mein schönstes Geburtstagsgeschenk!«

Bei Seeste erreichten sie den Mittellandkanal. Die Brücke am Forsthaus gab es nicht mehr. Onkel Edwin hielt den Wagen dort an, wo die schmale Straße abgerissen war.

Die Kinder rannten voraus, bestaunten die Reste der Brücke und warfen Steinchen auf das Wasser - »schallern« nannten sie es.

Die Männer gingen den Treidelpfad nach Westen hinauf. Nach einer Weile legte Edwin seinem Bruder den Arm um die Schulter, schaute noch nach hinten zu den Kindern, die mit langen Zweigen auf das Wasser schlugen, und sagte: »Hast du von der sowjetischen Note zur Wiedervereinigung gehört?«

Josef nickte gedankenverloren und fragte: »Seit wann interessierst du dich für die Politik?«

Edwin lächelte.

»Es ist seit langem nicht mehr unanständig. Man kann sagen, daß es sogar erwünscht ist.«

Ihnen kam ein Schiff entgegen, beladen mit Steinkohle. Der Kapitän grüßte knapp mit einem Nicken. Die Kinder winkten wie wild, liefen dem Kahn nach, bis er sich mit einem lauten Tuten verabschiedete.

»Du warst schon immer auf der richtigen Wellenlänge«, sagte Josef und entzog sich dem Arm des Bruders.

»Und du bist mit deiner Malerei auf dem falschen Dampfer. Das läuft nicht, nicht in Deutschland, erst recht nicht in der Provinz. Da kann in der Welt der Kunst so viel passieren, wie in der Welt der Politik passiert ist. Auch in fünfzig Jahren, ob die Tommys die Stadt besetzt halten oder die Chinesen: In Osnabrück liebt und kauft man die Bilder unseres Vaters.«

Jetzt kam ihnen ein ganzer Konvoi an Schiffen entgegen. Die Kinder riefen die Namen der Kähne, sobald sie sie lesen konnten: »Malepartus«, »Lieselotte« und »Hermann« mit frisch glänzender, schwarzer Farbe über dem ehemals dazugehörenden Nachnamen.

»Diejenigen werden am besten vorankommen«, sagte Edwin, »die sich am schnellsten an den Frieden gewöhnen können. Der Krieg ist lange aus. Man muß ihn vergessen können. Du mußt ihn in deinen Bildern vergessen! Die Menschen hängen sich nicht das ins Wohnzimmer, was sie eben erst an ein grausiges Ende gebracht haben.«

Josef schwieg.

»Vielleicht solltest du die Malerei überhaupt vergessen, den Bart und die alberne Jacke! Du lebst in die falsche Richtung! Kümmere dich um die Schule! Auch da sind Leerstellen entstanden, die von denen ausgefüllt werden, die die neue Zeit begreifen.«

Josef schaute nach den Kindern. »Die Stellen sind bereits besetzt.«

Sie waren die beiden Söhne des Konrad Lampe, Kunstmaler in Osnabrück, der sich einen kleinen, örtlichen Ruhm erworben hatte. Er zeichnete und malte die Stadt, hielt wichtige Ereignisse und bedeutende Persönlichkeiten mit Kohlestift oder Ölfarben für eine dankbare Nachwelt fest. Seine Bilder hingen in Wohnzimmern und Amtsstuben, im Cafe Lär und im Schaufenster der Galerie Karl Eduard Krauseweg, einem schräggebombten Häuschen in der Marienstraße. In seinem schwarzen Gehrock und mit dem Kalabreser auf dem Kopf war er bekannt, wie er vom Herrenteichswall aus den Dom, vom Gertrudenberg aus das Panorama der Stadt zeichnete, wie er mit dem Prälaten Lüneborg bei Holling an der Theke saß, den Kurzen kippte und an manchen Tagen nicht in die Mühlenstraße zurückfand. Seine Bilder waren mit leichter Hand gegeben, und die Menschen hatten sie zu jeder Zeit angenommen. Als er in großem Format das wiedererrichtete Rathaus gemalt hatte, gab es einen Besucher in der Galerie, der behauptete, in die Farbe der Dachziegel sei eine Tube mit dem Rot der Hakenkreuzfahne eingemischt, doch solche Bemerkungen nahm man als lächerliche Gehässigkeiten, als aufgehetzten Unverstand gegen Bilder, die, wie es später der Bürgermeister selbst ausdrückte, niemals mehr als die Wirklichkeit wiedergegeben hätten, niemals aber auch weniger.

Edwin Lampe war der ältere Sohn, geboren 1915, hatte mit siebzehn Jahren die Schule verlassen und war in die Partei eingetreten. Während der Jahre hatte er mit Kunst zu tun gehabt, war in Europa umhergereist, hatte sich nach dem Krieg im Bahnhof von Münster einen unbestimmbaren Wohlstand erworben und lebte nun in einem alten Herrenhaus in Mettingen, dem »Schloß«, wie Carl und Caspar sagten. Dort kamen bisweilen besondere Leute, blieben für einige Tage und kauften Kunst. Onkel Edwin war Kunsthändler, ein so einzigartiger und wichtiger Kunsthändler, daß er es sich in einem heftigen Streit mit dem Vater hatte erlauben können, den alten, geachteten Kunstmaler, einen der Honoratioren der Stadt Osnabrück mit einer gehässigen Bemerkung zum Schweigen zu bringen: »Deine Bilder darf ich meinen Klienten nicht anbieten!«

Josef Lampe war vier Jahre jünger als sein Bruder und hatte sich stets von ihm unterschieden. In den Jahren war er nicht in der Partei gewesen, und trotzdem hatten sie ihn kreuz und quer durch Europa reisen lassen: Westfeldzug, Verwundung, Ostfront. Davongekommen, wie seine Mutter, die Oma Maler, ständig sagte, davongekommen mit der Hilfe eines Bataillons von Schutzengeln. Verstört zurückgekehrt, so sah es der Vater und ließ keinen Zweifel, daß er es als Schwäche verstand. Josef hatte das Talent seines Vaters geerbt. Darin war sich die Familie einig, und dennoch verweigerte man ihm das Erbe. Als er 1946 den Wunsch äußerte, die Werkkunstschule zu besuchen, stellte sich der Vater dagegen: »Die Zeiten sind so unsicher wie deine Begabung.« Josef wurde Lehrer an einer Volksschule in Glandorf, brachte den Kindern den Umgang mit dem Bleistift bei und malte nebenher bizarre Ausrisse aus den Schrecken des Krieges, kaum noch gegenständliche, abstrahierte Verwundungen, entrücktes Grauen, das niemand wollte.

Edwin und Josef wußten, wie weit sie voneinander entfernt waren. Sie nahmen es meist nicht wahr, weil sie sich nicht aufgeben wollten.

Josef war stehen geblieben.

»Ich habe«, sagte er, »in diesen Tagen ein Bild von Adolf Hitler gezeichnet, und ich habe versucht, in schreienden Farben und knickenden Linien, mit Sprüngen und Rissen all das Elend und Entsetzen, die Zusammenfassung jedes einzelnen Leides aus mir heraus auf die Leinwand zu geben. Es war ein schmerzlicher Prozeß.«

Edwin schwieg dazu.

Die Kinder hatten ein Beobachtungsspiel ersonnen. Näherte sich ein Schiff, so galt es, möglichst früh seinen Namen zu erkennen. Carl war auf die Idee gekommen, hatte sich Adlerauge genannt und flach auf den Boden geworfen, den Kopf in die Hände gestützt, den Blick auf einen entfernten Kahn gerichtet. Caspar stand in der Nähe eines Pollers, aufrecht und reglos, hielt die Handflächen wie Scheuklappen schützend gegen störende Eindrücke von den Seiten an den Kopf. Wenn sich ein Schiff noch unter der Brücke am Düsterdiecker Bruch befand, nahm er den schwachen Punkt schon auf, behielt ihn größer werdend im Auge, ließ ihn unbedingt nicht los, während sich der Bruder scheinbar gelangweilt an der Böschung umschaute, nebenher Halme ausriß, auf denen er herumkaute, bis er eben noch rechtzeitig wie zufällig auf das Schiff schaute und beiläufig seinen Namen erwähnte. Caspar konnte das Schiff mit eiserner Beharrlichkeit im Auge behalten, doch Carl hatte den schärferen Blick, sagte die Namen dahin, wenn sich für Caspar nicht mehr als ein weißer Strich zeigte. So gewann Carl jedes Spiel.

»Deine direkte, das Auge schmerzende Art, Bilder zu malen, gefällt den Leuten nicht. Es ist eine rückschrittliche, altertümliche Kunst, den Krieg so zeigen zu wollen, wie die Menschen ihn erlebt haben. Ein klassisches Porträt Hitlers, in warmen Farben gemalt von der Hand unseres Vaters, aus der menschlichen Sichtweise entstanden, mit der er die unterschiedlichsten Charaktere, die verschiedensten Gebäude und Landschaften gemalt hat - das wäre ein Bild, das den Betrachter heutzutage schrecken könnte. Die Gewöhnlichkeit macht Angst, nicht die Verzerrung, die wir uns inzwischen alle angeeignet haben.«

Josef überlegte, ob er aus den Worten des Bruders den alten Ratschlag heraushören sollte, die Malerei sofort und für immer aufzugeben, oder ob sie als Idee brauchbar waren, als Vorschlag, mit den Mitteln eines antiquierten, bürgerlichen Kunsthandwerks den Eigensinn und die Menschenverachtung eben jener Bürgerlichkeit aufzudecken und anzuklagen.

Da hinein schnitt Caspars Schrei.

Es war ein Schrei, wie Edwin und Josef noch keinen gehört hatten. Es war kein Jammern und Heulen, es war ein schrilles Erkennen gewesen, wie die Ankündigung eines Schmerzes, ein sich überschlagender Ausruf, der in tiefster Hilflosigkeit noch einen Namen nennt, eine Warnung ausstößt, ein Schrei, unter dem etwas geschieht, das einem das Leben verdreht.

Die Männer drehen sich um. Caspar liegt neben dem Poller am Boden, ein zuckendes, zusammengezogenes Wesen, der Bruder Carl steht in seiner Nähe, kümmert sich nicht um ihn, schaut nur auf den Kanal, weit von sich fort, als flöge dort der grausame Vogel, der den Bruder verletzt hat. Josef rennt los, Edwin kommt mit eiligen Schritten hinterher. Sie nehmen den Jungen vom Boden auf. Er hat den Kopf auf die Brust gezogen, die Arme um den Kopf verkrampft. Nur ein Wimmern ist zu hören. Die Männer tasten das Kind ab, sprechen beruhigende Worte, doch es hockt verklammert zwischen ihnen, öffnet sich nicht, beruhigt sich nicht.

»Tatsächlich«, sagt da der Carl, »es ist die ›Germania‹. Er hat den Namen ausgerufen, noch bevor der Kahn in den Schatten unter der Brücke gefahren ist!«

Er beugt sich zu seinem Bruder hinab, streicht ihm über den wirren Blondschoopf, der aus den verklammerten Armen hervorsteht. »Du hast gewonnen, Kasper. Es ist die ›Germania‹. Du hast den Namen als erster gelesen! Schau ihn dir an, den alten Pott!«

Doch Caspar will seinen Kopf nicht preisgeben.

Das Schiff fährt vorüber.

Es ist ein alter, eckiger Diesel, von dem die Farbe blättert. Nur der Name am Bug ist deutlich zu lesen. Es hat den Bauch voll alter Waffen, Karabiner, Pistolen, automatische Gewehre unzählbar übereinandergehäuft, daß sie aus der Entfernung ungefährlich wirken wie gewöhnlicher Schrott. Rundherum hocken hemdsärmelig englische Soldaten, lassen die Beine über Bord baumeln, rauchen und halten eigene Waffen in den Armen, mit denen sie die alten, scheinbar ungefährlichen bewachen. Müßig schauen sie an Land. Der Schiffsführer ist ein Zivilist mit einer dunkelblauen Mütze, neben ihm steht ein englischer Offizier. Er ist der einzige an Bord, der keine zwanglose Haltung eingenommen hat. Am Heck steht als Heimathafen »Minden« geschrieben, und darüber hängt der Union Jack.

Die Männer haben Caspar die Arme vom Kopf gezogen, daß er nur noch mit den Fingerspitzen die Augen bedeckt. Blut tropft ihm von der Lippe. Onkel Josef schaut ihm in den Mund. Ein Zahn ist ausgeschlagen. Onkel Edwin tupft mit seinem Taschentuch das Blut ab, spricht beruhigende Worte, fordert das Kind auf, die Augen freizugeben, doch Caspar schüttelt den Kopf und stammelt Unverständliches. Sie tragen ihn unter einen Baum, wo er lange Zeit mit den Fingern auf den Augen im Gras liegt, wie in einer festgewachsenen Bewegung.

Endlich ließ er sich aufrichten. Den Kopf auf die Brust gedrückt, die Augen fest geschlossen, nahm er die Hände fort, blieb eine Weile schwankend am Kanal stehen, mit bleichem Gesicht unter dem wirren Haar, eine Blutkruste über dem Kinn, und als er langsam die Augen öffnete, ängstlich, als könnte ihn der Blitz treffen, da ballten sich seine Fäuste vor Anstrengung, krümmte sich der schmale Körper vor Furcht. Dann hob er behutsam den Kopf, drehte ihn, schaute auf das Wasser, auf die grüne Böschung und

das gleichmäßige Land, erkannte den Bruder Carl, die Onkel an seiner Seite, und erbrach sich, bis unter dem fürchterlichen Würgen nur noch ein gläserner Schleim hervorkam.

Die Männer halfen ihm erschrocken, stützten ihn, wuschen ihn und trugen den fröstelnden Jungen zum Auto. Sie legten ihn unter eine Decke auf die Rückbank. Onkel Josef setzte sich zu ihm und hielt ihm den Kopf. Das Verdeck wurde geschlossen, Carl durfte vorn sitzen.

Auf der Rückfahrt versuchten sie zu verstehen, was geschehen war. Onkel Edwin nahm die Straße nach Westerkappeln und vermutete, das Kind müsse im Spiel gestolpert und auf den Poller gestürzt sein, daß es sich einen Zahn ausgeschlagen und das Gehirn erschüttert habe. Onkel Josef strich dem Caspar das Haar zurecht, nickte zu den Worten seines Bruders und ergänzte, in diesem Alter sei ein solcher Schlag schnell überwunden.

»Er ist nicht gestolpert«, sagte Carl. »Er ist die ganze Zeit dagestanden. Mit den Händen am Kopf. Und dann hat er den Namen geschrien und ist hingefallen.«

In Westerkappeln hielten sie vor einer Bäckerei.

»Möchte jemand Kuchen oder Eis?«

Carl wollte Eis. Caspar richtete sich langsam auf. Er war sehr blaß.

»Darf ich denn Eis essen?«

»Wer es mag, der verträgt es«, lachte Onkel Edwin und holte zwei große Tüten. Dann öffnete er das Verdeck wieder. Als die Kinder ihr Eis gegessen hatten, nahm Edwin Caspar an den Schultern und schüttelte ihn ein wenig, als wollte er ihn aus einem unruhigen Schlaf befreien.

»Geht es besser?«

Caspar nickte.

»Was ist denn passiert? Bist du gefallen?«

Caspar schüttelte den Kopf. Seine Stimme war dünn. »Es war mit den Augen. Ich habe nach dem Schiff geschaut. Ganz lange und ganz doll. Und auf einmal waren die Augen aufgesprungen, daß alles raus und rein konnte. Da konnte ich nichts machen. Die Buchstaben von dem Schiff sind von ganz weit auf mich zugerast, auf meine Augen zu, in meine Augen rein. Und es tat fürchterlich weh, ganz tief im Kopf. Es war so hell.«

Onkel Edwin lächelte.

»Das gibt es eigentlich nicht. Vielleicht hast du aus Versehen in die Sonne geguckt?«

»Nein!«

»Naja, jetzt geht es dir jedenfalls besser. Wie wäre es, wenn wir in mein Schloß nach Mettingen fahren?«

Er hatte sich bereits am Steuer zurechtgesetzt und den Motor angelassen. Carl hüpfte vor Begeisterung auf dem Sitz herum, doch Caspar wollte nicht.

»Ich möchte lieber nach Hause.«

So fuhren sie nach Osnabrück zurück. Für den Rest der Fahrt saß Caspar still und für sich da, achtete nicht auf die Straßen, in die er sonst nicht kam, hörte nicht auf die Erklärungen des Onkel Josef. Er wirkte nicht verletzt, nicht krank. Es war, als hätte er eine Entdeckung gemacht, als hätte sich eine Idee in seinem Kopf festgesetzt, die ihn nun nicht mehr loslassen wollte.

Die Familie Coppenrath besaß ein Bekleidungsgeschäft an der Johannisstraße.

Der Großvater der Kinder, der alte Copenrath, für lange Zeit Ratsmitglied der Sozialdemokraten, was ihm die Kollegen Einzelhändler niemals so recht verzeihen mochten, ein kräftiger, lustiger Kerl, wie die Fotografie im Wohnzimmer über dem Sekretär zeigte, er hatte noch vor dem ersten Krieg einen kleinen Tuchladen in der Goldstraße - gleich um die Ecke - aufgemacht. Der Fleiß und der Umgang mit den Menschen, das waren nach Großmutter's steten Worten die Eigenschaften, die den Tuchhändler zum Direktor eines Bekleidungshauses hatten werden lassen - und sein beispielloser Wille, wie die alte Dame anfügte und das bekannte faltenreiche Lächeln zeigte, so daß man sicher sein konnte, sie hatte noch immer einen Weg hinter die Unbeugsamkeit des großväterlichen Willens gefunden.

Der Vater von Caspar und Carl, Clemens Copenrath, war im Jahre 1918 geboren worden, gerade neun Monate, nachdem der Tuchhändler mit nur einem Arm aus Frankreich zurückgekehrt war. Es muß, so versicherte die Großmutter ebenfalls und gewiß ohne ihr Lächeln, es muß die Hölle auf Erden gewesen sein. Niemals verlor der Großvater ein Wort über das, was er im Krieg erlebt hatte, nur daß er gelegentlich sagte: »So schlecht sind die Franzosen wohl nicht.«

Mit nur einem Arm hätte er das Tuchgeschäft damals eigentlich aufgeben müssen. Wie kann einer ohne einen zweiten Arm einen Ballen ausrollen, einen Meter vermessen und schneiden? Da waren es wieder Fleiß und Wille des alten Copenrath - und der Umgang mit den Menschen. Aus der Not des Einarmigen entstand das erste Selbstbedienungsgeschäft in Osnabrück. »Wer Tuch kauft«, sagte der Großvater, »der weiß auch mit Maßband und Schere umzugehen.« Und die Kundschaft genoß die neugewonnene Eigenständigkeit, suchte und nahm, was sie wollte, und der Großvater stand dabei, gab Ratschläge, legte gelegentlich eine Hand mit an und hatte keinerlei Schwierigkeiten, den rasch wachsenden Umsatz einarmig zu kassieren.

Als der Weinhändler Hartenstein im Jahre 1934 das Land verlassen wollte, aus rein privaten Gründen, wie er dem Großvater nach Feierabend bei einem Glas Wacholder zwischen Tweed und Manchester versicherte, da bot er dem Nachbarn sein Haus an und wollte nicht mehr dafür als eine Unterstützung für die Überfahrt und die erste Zeit in der neuen Heimat. Dem alten Copenrath kam das Angebot sehr gelegen, und doch ging er erst darauf ein, als ihn der Hartenstein nach dem wievielten Wacholder davon überzeugt hatte, daß er wohl kaum jemals zurückkehren werde dorthin, wo man ihn mit Fußstritten und Morddrohungen hinfortgejagt habe. Wenn der Großvater das Haus nicht wolle, ließe der Weinhändler es zurück, wie man sich nicht mit eisenschwerem Gepäck befrachtet, wenn man den Weg in die Freiheit antritt. Am nächsten Tag holte der Großvater einen befreundeten Architekten, einen vereidigten Gutachter und den Direktor der Oldenburgischen Landesbank in das Haus des Weinhändlers, ließ sie in dem Gebäude umherspazieren und am Ende jeden den Wert des Hauses schätzen. Aus den drei Meinungen bildete er das Mittel und beauftragte den Bankdirektor, die Summe in amerikanischen Dollars zu beschaffen. Am Abend ging der Großvater mit einem Notar, einem Vertrag, einem dicken Bündel amerikanischer Dollars und mit einer Flasche Wacholder zu den Hartensteins, und tief in jener Nacht, als man weit weg vom Rosenplatz her das Klirren von Glas hören konnte, wurde Hartenstein neben seiner Frau auf den Beifahrersitz des vollgestopften Autos gezwängt, in der Tasche ein Vermögen, im Kopf eine halbe Flasche Wacholder. Der Weinhändler Hartenstein verließ das Land bei Nacht und in trunkenem Zustand, und die Großmutter sagte, das war gut so, und der Großvater winkte ihnen noch in die Süsterstraße hinterher: »So schlecht sind die Juden wohl nicht.«

Clemens, der Sohn des alten Copenrath, saß auf der Bank im Gymnasium Carolinum neben dem Josef Lampe. So lernte er die Familie des Kunstmalers kennen, verliebte sich in Hildegard, die einzige Tochter, die Schwester von Edwin und Josef, und als sie das Abitur gefeiert hatten, als Clemens drei Jahre bei Hugo Wüsthoff in der Georgstraße Herren- und Burschenkleidung verkauft hatte, als er mit dem Abschluß der Lehre für den 1. Januar 1941 einen Stellungsbefehl bekommen hatte, da heiratete er noch im September 1940 die Hilde Lampe und zog mit ihr in die Johannisstraße, in sein Elternhaus, das dereinst dem Hartenstein gehört hatte. Als der Sohn Carl geboren



wurde, war Clemens in Rußland, und daß er lebend zurückkehren konnte, verdankte er wahrscheinlich seinem Vater.

Der nämlich, der Querkopf, der schon lange kein Tuch mehr verkaufte, der seine Tage im Geschäftseingang unter den Arkaden grüßend oder hinter der großen Registrierkasse rechnend und wechselnd verbrachte, da, wo jetzt nur noch fertige Waren, feinste Bekleidungsartikel über den Tresen gingen, der alte Coppenrath hatte dem Treiben der Nationalsozialisten über Jahre voller Verachtung, eine lange Zeit grimmig, nun aber, da man sich über Europa ausbreitete und sich nicht scheute, die Kinder fremder Menschen mit ins Verderben zu nehmen, voller Abscheu und Haß zugesehen. Im November 1942 war er bei einem der ersten Bombenangriffe aus dem Keller ins Freie gelaufen, hatte sich den Wahnsinn und den Schrecken aus aller Nähe ansehen wollen, hatte den einen Arm zum Himmel gegen das Brummen der Bomber gereckt und in die Nacht gebrüllt, ob ein Krieg nicht genug sei, ob es nicht genüge, einen Arm geopfert zu haben, war durch die gespenstischen Straßen gerannt, um die Johanniskirche herum, dem Adolf-Hitler-Platz zu, immer den Bomben, dem Feuer und der Vernichtung entgegen, hatte außer sich geschrien, wir brauchten keinen Krieg, kein Land im Osten, im Westen, wir brauchten keinen Feldherrn und keine Bomben. Viele haben den alten Coppenrath in jener Nacht aus irgendwelchen Ritzen gesehen, hinter irgendwelchen Mauern gehört, haben seine Tobsucht beobachtet, die unablässigen Beschimpfungen gegen die neue Zeit belauscht, später wußte die ganze Stadt von seinem Schicksal, doch der Familie ist es niemals angerechnet worden. Er starb an einem Granatsplitter, der ihn auf der Hasebrücke in die Schläfe traf. Nach allem, was er in der Nacht gebrüllt hatte, so meinten manche später, war es gut so.

Mit der Unterstützung seines Schwiegervaters, des Kunstmalers Konrad Lampe, erreichte Clemens nach dem Tode seines Vaters eine Freistellung wegen Unabkömmlichkeit, obwohl man doch den Handel mit feiner Konfektion, zumal den eines alten Sozialdemokraten nicht eben als kriegswichtig bezeichnen konnte. Seitdem führte Clemens Coppenrath das Geschäft umsichtig und geschickt, und als der Krieg vorüber war, war niemand sonst aus der Familie verloren, und auch das alte Haus des Weinhändlers hatte tausend Jahre überstanden, stand würdig und schön, vom Schicksal begünstigt, inmitten weiter Trümmerfelder.

Die Mutter machte Caspar ein Bad, setzte sich auf dem Hocker dazu und strich dem Kind über das Haar.

»Wie geht es?«

»Besser!«

»Das mit dem Zahn ist nicht schlimm. Der wär dir sowieso bald ausgefallen.«

Sie setzte die Seifenschale auf das Wasser und gab ihr einen Schubs.

»Was machen die Augen?«

Caspar schaute zu ihr auf.

»Wie immer, das ist weg.«

»Was?«

»Die Schmerzen und das genaue Gucken.«

Die Mutter lächelte.

»Das genaue Gucken?«

»Ja«, sagte Caspar, setzte sich aufrecht, richtete den Kopf und die vorgestreckten Hände gegen die Fliesen und schaute blinzelnd kilometerweit in das Land. »Das Schiff war ganz weit weg, weiter noch als die Brücke, und Carl hat die Namen immer erst erkannt, wenn die Schiffe unter der Brücke durch waren. Aber da ist der Name über die ganze Strecke zu

mir hingeflogen, über das Wasser bis in meine Augen.« Er fuhr mit den Fingern auf seine Augen zu und schaute unsicher zur Mutter.

»So was kann es geben«, sagte sie, »das geht schnell wieder weg. Es ist wie ein Versehen der Natur.«

Zum Abtrocknen stellte sie ihn immer auf den Deckel des Toilettenbeckens, und jedesmal, wenn sie ihn rieb und abtupfte, sagte sie: »Du schmales Handtuch!«

Caspar beugte sich zu ihrem prallen Leib hinab.

»Wann kommt das Kind?«

»Ungefähr in drei Wochen.«

»Sagst du mir jetzt, ob es ein Mädchen oder ein Junge wird?«

»Das kann ich nicht«, lachte sie, »das weiß nur der liebe Gott.«

Caspar sprang von der Toilette.

»Wenn ich jetzt so genau gucken könnte wie am Kanal, dann könnte ich dir bis in deinen Bauch gucken und dann wüßte ich, ob es ein Junge ist oder nicht.«

Die Mutter jagte ihn mit einem Klaps aus dem Badezimmer.

»Du bist mir so ein Guckmeister!«

Am Abend seines siebten Geburtstages lag Caspar in seinem Bett und sprach zu sich selbst. Er hatte nicht gelernt, eine schwierige Sache still bis an ihr Ende zu denken. Er mußte halblaut zu sich selbst sprechen wie zu einem anderen. So beschrieb er an diesem Abend immer wieder, was geschehen war, erklärte die Regeln des Spiels, das Carl erfunden hatte, stellte neidlos fest, daß der Bruder immer und leicht gewonnen hatte, bis auf das eine Mal. Den Namen des Schiffes hatte er vergessen. Er wußte nur noch, daß er ihn mit dem Schmerz in den Augen hinausgeschrien hatte. Er zog sich die Bettdecke über den Kopf und drückte sie mit den Fäusten von außen gegen die Augen, behutsam, nur so weit, daß es vollkommen finster war. Auf eine solche Entfernung, flüsterte er in das Kissen hinein, kann man den Namen eines Schiffes niemals lesen. Er muß sich von dem Schiff gelöst und mir entgegengekommen sein. Es war ein Versehen.

Entfernt klang das Klavierspiel der Mutter. Das machte ihn ruhig, und bald schlief er ein.

Die Erwachsenen saßen an diesem Abend im Wohnzimmer beisammen. Clemens Copenrath hatte einige Flaschen Wein geholt. Sie stammten noch aus den Beständen Hartensteins, ein kleines Vermögen, das er sich damals auf keinen Fall hatte gutrechnen lassen wollen und das er dem alten Copenrath als Skonto für den generösen Hauskauf aufgenötigt hatte.

Sie sprachen über den Vorfall am Kanal, über das »Malheur«, wie Edwin es ausdrückte. Und nun, da die Kinder zu Bett seien und die Erwachsenen noch einen klaren Kopf besäßen - er prostete der Runde zu und nahm gemessen einen Schluck -, nun wolle er doch noch eine sachliche Einschätzung geben, vor allem, um die in Umständen befindliche Schwester nicht zu beunruhigen.

»Es war ein Sturz«, sagte er bestimmt, »ein Ausrutscher, wie er immer wieder vorkommt, wenn Kinder spielen. Mit jedem Spiel befinden sie sich in einer speziellen Vorstellungswelt, und wenn sie zwischendrin einen Schlag auf den Kopf bekommen, dann können schon einmal für einen Moment Wirklichkeit und Phantasie durcheinanderraten.«

Clemens nickte. Josef nahm einen Schluck aus dem Weinglas.

»Woher weißt du das alles? Warum soll es nicht so gewesen sein, wie Caspar es erzählt hat?«

»Weil es das so nicht gibt«, entgegnete Edwin gereizt. »Es fliegen keine Buchstaben durch die Luft und in die Augen eines Kindes!«

»Aber er hat den Namen des Schiffes gerufen.«

»Er hat irgend etwas gerufen, und Carl hat, erschrocken über das Malheur, den Namen verstanden.«

»Carl war nicht erschrocken, er war erstaunt!«

»Josef!« Es klang wie die Zurechtweisung eines Kindes. »Du willst niemals erwachsen werden! Wenn ich deine Bilder sehe, wundert mich nicht, daß du solche Gespinste ernst nimmst. «

Josef schwieg. Dahinein beruhigte sich sein Bruder mit allerlei Beteuerungen, die Sache mit gesundem Menschenverstand zu beurteilen, fand Beispiele, wie sie sich selbst in ihrer Kindheit in phantasievollen Spielen verloren hatten, daß sie oft halbe Tage nicht mehr gewußt hatten, was die Wirklichkeit war.

Hilde schaute zu ihrem Mann. »Manchmal habe ich schon daran gedacht, daß der Caspar etwas mit den Augen haben könnte.«

Und sie erinnerte sich an gelegentliche Schwierigkeiten des Jungen, einen Text zu lesen, an ein seltsames Stocken, keineswegs bei schwierigen Wörtern, nein, mitten in den gewöhnlichsten, einfachsten Sätzen setzte das Lesen für einen Augenblick aus: wie wenn jemand für eine Sekunde das Licht ausschaltet. Anschließend deutete nichts mehr auf die seltsame Unterbrechung hin, und die Mutter hatte schon zuweilen lächelnd geglaubt, der Fehler läge nicht im Stocken des Kindes, sondern in einer Unterbrechung ihrer eigenen Wahrnehmung, des Hinhörens. Früher hatte sie Caspar bisweilen mit starrem Blick dasitzen sehen, an eine Säule vor dem Geschäft gelehnt, nicht verträumt und ohne Absicht, wie Kinder oft sind, nein, mit einem festen, prüfenden, manchmal irritierten Blick auf ein unsichtbares Objekt: aufmerksam und doch aus der Welt. Das gebe ihr zu denken, sagte sie, das seien keine Gespinste, und der Vorfall am Nachmittag, die merkwürdige Erklärung, die ihr das Kind gegeben hatte, bereiteten ihr durchaus Sorge.

»Du nimmst das zu ernst«, sagte Edwin.

»Ich nehme das keineswegs zu ernst! Diesem Kind gegenüber habe ich jegliche Sorglosigkeit im Augenblick der Geburt verloren. Das solltest du wissen! Morgen früh gehe ich mit ihm zum Augenarzt.«

Caspar war am 25. März 1945 geboren worden, am Nachmittag jenes Palmsonntags, den die Stadt Osnabrück niemals mehr vergessen wird.

Es war ein schöner Frühlingstag. Am frühen Morgen war Hilde aufgestanden, hatte sich in großer Ruhe den Körper gewaschen und stand dann eine lange Zeit vor der Spiegelkommode, sah sich nackt und mit dem unglaublichen Bauch verdreifacht, strich sich immer wieder über die Haut, ertastete den Leib, dachte sich das Kind darin und sagte zu Clemens zuletzt voller Selbstgewißheit, es werde noch am selben Tage kommen. Mit dem damals vierjährigen Carl und der Großmutter frühstückten sie im Wohnzimmer, wie sie es jeden Sonntag taten. Anschließend besuchten sie gemeinsam das Hochamt in St. Johann, und während der Dechant hinter dem Jubel in Jerusalem schon die schrecklichen Qualen auf dem Kalvarienberg ahnte, während er die Gläubigen mahnte, hinter dem Glück auch stets den Schmerz zu sehen, hinter dem Leiden aber auch die Erfüllung zu wissen, dachte Hildegard Copenrath daran, daß sie an diesem Tage ihr zweites Kind gebären werde, dachte an das Glück, daß sich der Krieg niemals mehr so lange hinziehen würde, bis ihr Carl Soldat sein könnte, erbat sich von ihrem Gott einen baldigen Frieden für die Familie und spürte nach dem Kommuniongang eine heftige Wehe. Auf dem Kirchplatz unterhielten sie sich noch lange mit Professor Kortemeier, dem Chefarzt der Chirurgie am Marienhospital, scherzten wie üblich über die Ungerechtigkeit, daß der Professor jeden Anzug, jedes Hemd und jede Krawatte im

Hause Coppenrath kaufte, sich aber noch niemals jemand aus der Familie unter sein Messer gewagt hatte. Beim Abschied kroch ihr die zweite Wehe von unten in den Leib. Die Großmutter wollte sie mittags nicht mehr kochen lassen, doch Hilde lachte nur, hantierte an der Kochmaschine, stand weit ins Kreuz gedrückt oder nach vorn zusammengeklammert da und rührte in den Töpfen. Nach dem Essen legte sie sich auf das Bett und achtete auf die Wehen. Dabei schlief sie ein, schlief lange und tief in den Nachmittag hinein, daß Clemens einige Male zur Tür hereinschaute, ob seine Frau ihre Niederkunft nicht verschlafe. Mit dem Kaffeeduft erwachte sie, bestimmte, der Hebamme Bescheid zu geben, setzte sich zu Tisch und ließ sich zwei Tassen Kaffee und ein Stück vom Bienenstich schmecken. »Die Wehen kommen zehninütlich«, stellte sie fest. Und indem sie ihre Tasse austrank: »Uns geht es in diesen schrecklichen Zeiten beängstigend gut.« Als die Hebamme kam, war auch Hilde soweit. Sie spreizte sich auf das Bett, ließ die Fenster öffnen, weil sie wollte, daß ihr Kind in die Frühlingsluft geboren werde, und mit der ersten Preßwehe heulten die Sirenen.

Hilde, die die beschwerliche Zeit der Schwangerschaft getragen hatte wie eine Auszeichnung, die den Ängsten des Krieges standgehalten und noch den Tag ihrer Niederkunft in einer Gelassenheit verbracht hatte, die ihren Mann hatte nervös werden lassen, sie verlor mit dem Heulen der Sirenen all ihre Beherrschung. Gegen die guten Worte der Hebamme verfluchte sie den Wahnsinn des Krieges, sie brächte das Leben, die Bomber den Tod, und sie wehrte sich, als man sie in den Bunker tragen, wenigstens in Hartensteins Weinkeller bringen wollte, unter Wehen und Verzweiflung, niemals werde sie den Ort hergeben, an dem sie ihr Kind bekommen wolle, niemals werde sie sich von den Mördern vertreiben lassen, sie werde ihr Kind gegen tausend Bomben und inmitten der Feuerwände gebären, und wenn es sein müsse, schluchzte sie, so solle man Mutter und Kind doch unter der Geburt, im Augenblick größter Gemeinsamkeit zerschlagen, das sei menschlicher als ein zwanzigjähriges Lieben und Hoffen bis in den Soldatentod. Erst als man ihr den wahnsinnigen Willen ließ, kam sie weinend zur Ruhe, ließ keine Widerrede mehr entstehen, bestand auf den geöffneten Fenstern und fand mit dem Jaulen des zweiten Alarms in die Geburt zurück.

Sie atmet flach. Ein riesiges Geschwader Liberator-Bomber zieht auf die Stadt zu. Die Wehen kommen zurück. Der letzte Alarm. Der Leib preßt sich von selbst, die Schmerzen dehnen sich aus wie ein Glühen, bis in den Kopf, in dem ein Sirren steht, zum Brummen wird. Es ist das Brummen der Flugzeuge. Entfernt ist ein Grollen zu hören. Hilde stöhnt, die Hebamme stützt sie. Die erste Bombe fällt, das Krachen ist noch entfernt, Hilde holt noch einmal tief Luft. Jetzt verdunkelt sich die Stadt unter den Schatten der Flugzeuge, ein Pfeifen steht in der Luft und dann ein grauenhaftes Krachen und Bersten. Mit jeder Detonation preßt sich ihr Leib zusammen, mit jedem tödlichen Schlag bringt sie das Kind dem Leben näher. Als eine Bombe in unmittelbarer Nähe einschlägt, daß die Fensterflügel aus dem Rahmen schwingen, daß es eine unvorstellbare Menge Licht gibt, daß sie jeden Knochen und jede Faser ihrer Körper spüren, weil der ungeheure Schall sie anschlägt, da liegt es neugeboren auf dem Bauch der Mutter und schreit, schreit schrill und stark, so laut, so sicher, daß die Mutter den fremden Tumult nicht mehr hört, daß sie sich glücklich weiß und sicher.

In einem späteren Augenblick ist da nicht mehr als ein kleines Lallen in der Stille.

Am Morgen nach seinem siebten Geburtstag erwachte Caspar ungewöhnlich spät. Er ging an das Fenster, schob das Rollo hoch und schaute auf die Johannisstraße. Für eine Zeit hatte er Schwierigkeiten, alle Eindrücke zu ordnen. Er hatte stark geträumt, konnte sich aber nicht mehr erinnern. Das Schiff auf dem Kanal, das Lesen des Namens, der Sturz und die Verwirrung kamen ihm in den Sinn, und im ersten Moment konnte er nicht unterscheiden, ob das zum Traum gehört hatte. Der Betrieb unten auf der Straße verriet ihm, daß die Schule längst begonnen haben mußte. Er lief in die Küche.

An jenem 26. März 1952 konnte man in der Stadt Osnabrück noch lange nicht jeden der Wege gehen, die man aus der Zeit vor Caspar Coppenraths Geburt kannte. Das Leben war längst zurückgekehrt, doch es suchte sich noch immer eigene Wege durch die Trümmer. So ging die Mutter an diesem Morgen mit dem Kind an der Hand in die Innenstadt, ging behäbig und schaukelte den strammen Leib vor sich her, keineswegs verschämt unter einem langen, weiten Mantel versteckt, stolz hatte sie nur ein leichtes, geblühtes Sommerkleid darübergeworfen, kurz wie es Mode war, daß der Bauch es ihr schief machte und der Saum ihr vorn über den Knien stand. Sie ging die Johannisstraße bis zum Neumarkt, der jetzt wieder so hieß wie vor den tausend Jahren, lief die Große Straße entlang, die noch niemals groß, nun aber, mit den Trümmerbergen an den Seiten, nicht mehr als ein Weg war, ging über den Nikolaiort in die Krahnstraße, wo Doktor Lorentzen praktizierte.

Der Weg führte sie an zusammengefallenen Häusern, an mittens geteilten, an eingeebneten und fortgeräumten Gebäuden vorüber. Es war ein Weg durch Zerstörungen. Zwischen Steinen, die einmal Wände gewesen waren, war gelebt worden, unter ihnen war gestorben worden. Caspar kannte das Haus an der Ecke Stubenstraße, in dem hatte eine Tante der Mutter gelebt, eine Frau von Polleisen, die Tante Friederike, der hatte eine Bombe das halbe Haus weggerissen, und über dem zerschmetterten Fotoladen konnte man in der ersten Etage in das Wohnzimmer der alten Dame schauen, da stand vor der einen Wand noch das Sofa, auf dem die Mutter häufig gesessen hatte. In der Georgstraße gab es ein Haus, von dem war nur eine Hülse stehen geblieben - und mittendrin schwankend eine eiserne, ausgebrannte Treppe bis in den vierten Stock, den es nicht mehr gab.

Die Mutter, wenn sie diesen Weg ging, sah das alles nicht mehr. Die Zerstörung war ihr gewöhnlich geworden, ihr Auge suchte Brüggemanns Bäckerei in einem zusammengemauerten Unterstand, Niemeyers Zigarren in der Wellblechgarage und das Haus der Kolkmeiers, Uhren und Schmuck, wo nur der Putz und die Farbe von den Wänden gefallen war. Caspar aber, aufgewachsen im Schutt, beobachtete eilige Veränderungen, konnte sich seiner Welt niemals sicher sein, fehlte ihm doch das Bild einer alten Ordnung, wie es die Erwachsenen in sich trugen. Und so war es neben der Verwunderung häufig genug auch ein Gefühl wie Furcht, wenn eine Ruine umgeworfen wurde, wenn wieder einer der Hügel aus Steinen, Staub, aus Balken und Hausrat verschwunden war, wenn an seiner Stelle ein neues, glattes Gebäude entstand - immer in einer hellen Farbe.

Das Kind hatte gelernt, sich zwischen beschädigten Gebäuden und Trümmergrundstücken auszukennen, hatte sich an Bombenrichtern und Baustellen orientiert, doch der Plan, den es sich jeweils gemacht hatte, stimmte nie, war zuweilen von einem Tag auf den anderen verändert. Um nicht in Verwirrung zu geraten, nahm Caspar die Ansichten zu Hilfe, die sich nicht wandelten: die Kirche St. Johann zuallererst, gegenüber das Geschäft der Firma Lüer, auf der Rückseite den Stall mit den beiden schweren Pferden, das Haus von Opa und Oma Maler, dazu - entfernt wie in einer anderen Stadt - den Palast des Bischofs, den halben Dom und das neue alte Rathaus.

Doktor Lorentzen hatte seine Praxis in der Rolandstraße gehabt. Die Nacht, da sie ihm zerbombt wurde, hatte er betrunken im Keller eines Freundes verbracht, und am nächsten Morgen war er mit schwerem Kopf an die Arbeit gegangen, hatte sein ehemaliges Haus beiseite geschafft, bis er seine medizinischen Geräte freigelegt und gerettet hatte: vollständig, nur wenig beschädigt und leicht zu reparieren.

In der Krahnstraße hatte er vom alten Zangenberg einen Raum in einem Gebäude auf dem Hof bekommen, in einem Lager für Regenschirme. Die Patienten mußten vor der Tür auf umgestürzten Holzkisten warten. Wenn es regnete, bekamen sie vom Zangenberg alte Regenschirme, Ladenhüter und beschädigte Stücke. So saß bei Regen in dem kleinen Hinterhof eine Gruppe Menschen mit Schirmen auf Holzkisten schweigend beisammen: ein komischer Anblick für einen, der nicht wußte, daß es ein Wartezimmer war.

Caspar war das Warten ein selbstverständliches Stück seines Lebens. Er saß an die Mutter gelehnt auf einer der Holzkisten und besah sich die Menschen, die mit ihnen warteten.

Ein Mädchen mit einem Rökkchen trug eine große Erwachsenenbrille mit einem schwarzen Glas. Das sichtbare Auge war aufgerissen, wie vollkommen erstaunt. Mit nur einem Auge, dachte Caspar, sieht sie alles nur halb, entweder von oben nach unten geteilt wie das Haus der Tante Friederike, oder nur das, was sich auf der rechten Seite befindet: die Mutter und den Mann mit dem Kohlensack, mich aber nicht mehr. Er hielt sich das linke Auge zu und lachte. Das Mädchen schaute mit dem einen Auge beleidigt weg. Ein Mann stand abseits an die Wand des Regenschirmlagers gelehnt. Er trug einen alten, fadenscheinigen Soldatenanzug, hatte den Kopf erhoben und unbeweglich nach vorn ausgerichtet. Seine Augen aber gerieten dauernd in eine Bewegung, die der Mann offensichtlich nicht wollte, stießen wie zwei blaßblaue Glaskugeln zur rechten Seite, versuchten es auch einmal links, blieben dann eine Weile in der Mitte, als holten sie Atem, als überlegten sie eine List. Und unversehens sprangen sie wieder aus der Mitte, daß es ausschaute, als hätte es von der Flanke her eine Bedrohung, einen Reiz gegeben. Niemals gab der Mann dem Springen der Augen mit einer Bewegung des Kopfes nach. Wurde es ihm zu arg, dann setzte er die Fingerspitzen gegen die Schläfen, wie zwei Magnete, zwischen denen die aufgeregten Augen rasch zur Ruhe kamen. So hielt er sie eine Weile still, und sie blieben es, wenn er die Finger zögernd zurücknahm, blieben es offenbar so lange, bis der Mann ihr eigenmächtiges Spiel vergessen hatte. Dann begann es mit einer kleinen, ruckenden Bewegung von vorn.

Caspar verspürte Mitleid mit dem Mann. Die Augen, vermutete er, wollten ihm weglaufen, wollten nicht mehr in seinem Kopf sein. Und dann, aus Angst, ihm könnte dasselbe passieren, gab er seinen Augen Befehle, schaute auf das Wort »zerbrechlich«, das kopfüber in eine der Holzleisten gebrannt war, zwang sie, so lange bei dem Wort auszuharren, wie er es wollte, spürte, daß es eine Anstrengung war, die mit jeder Sekunde größer wurde, ließ den Blick dann doch für einen Moment los, fing ihn in sachten Bahnen die Dachrinne des Lagerhauses entlang, kreisend durch den blauen Himmel wieder ein, zwang ihn auf eine bestimmte Blume im Kleid der Mutter, gestattete ihm nur einen kleinen Sprung auf den Nagel des Daumens, trug ihn leicht in die Höhe, ließ ihn fallen auf die Füße des Mannes mit den davonlaufenden Augen, gönnte ihm dort ein Verweilen und Flanieren auf den schäbigen, ausgebeulten Stiefeln, nahm ihn dann, schon nicht mehr ohne Stolz, in gerader Bahn auf die andere Seite, auf den Kohlensack, wo er beliebig oft die Naht von den Kopfsteinen bis zur Hand des Besitzers auf und ab fahren mußte. Selbstgewiß ließ Caspar seinen Blick springen und schweifen, vom schwarzen Glas der Brille des Mädchens unendlich in den Himmel hinein, auf die geöffnete Tür und die Frau im weißen Kittel darin.

»Der Nächste bitte!«

Doktor Lorentzen war ein kleiner, freundlich lächelnder Mann. Ein wenig vornüber gebeugt, lief er mit tapsigen Schritten zwischen den medizinischen Apparaturen umher. Caspar schaute auf die Hände des Mannes. Sie waren schmal und sehr weiß und ständig unterwegs auf einem der Geräte oder in den großen Taschen des Kittels.

Doktor Lorentzen trug eine silberne Brille, und während Caspar noch überlegte, ob das selbstverständlich sei, nahm der Arzt sie ab, legte sie beiseite, gab der Mutter die Hand und nannte ihren Namen. Caspar war damit aufgewachsen, daß alle Leute einen kannten. So wunderte es ihn nicht, daß die Mutter und der Arzt sich lange unterhielten, obwohl doch noch niemals jemand aus der Familie einen Augenarzt gebraucht hatte. Das wußte auch Doktor Lorentzen, und als er endlich hören wollte, weswegen die Mutter gekommen war, da fragte er, ob die sprichwörtliche Scharfsichtigkeit der Familie Coppenrath etwa durch eine Schwangerschaft ins Wanken geraten oder besser, getrübt worden sei.

»Nein«, lachte sie, »es ist wegen dem Jungen.«

Und derweil vor dem Zangenbergschen Schirmlager der Mann mit den davonlaufenden Augen, der mit dem Kohlensack und das Mädchen mit dem halbierten

Blick warten mußten, saß die Mutter auf einem Hocker dem Doktor gegenüber und erzählte von den Augen ihres Kindes, von allen Beobachtungen und Vermutungen und zuletzt von dem, was am Vortag am Kanal geschehen war.

Caspar betrachtete die Tafel an der Wand.

Buchstaben waren dort in unterschiedlicher Größe aufgedruckt, und sie gaben keinen Sinn. Er buchstabierte halblaut, vorwärts, rückwärts, schräg von oben links nach unten rechts. Die Mutter sprach noch immer. Caspar schloß die Augen und sagte sich die erste Zeile. Mit dem ausgestreckten Zeigefinger gab er blind jedem Buchstaben seinen Platz. Dann schaute er aus größerer Entfernung auf die Tafel und versuchte, sich alles auf einmal zu merken. Wenn er dann aber die Augen schloß, konnte er sich zwar die Tafel, die Position der Zeichen und die einzelnen Buchstaben vorstellen, doch niemals, so erkannte er, könnte es einem gelingen, das vollständige Bild der Tafel mit geschlossenen Augen vor sich zu sehen.

Doktor Lorentzen führte ihn an einen der Apparate. Caspar mußte das Kinn auf eine Stütze geben, und der Arzt schaute ihm mit einem Vergrößerungsglas und einer Taschenlampe in die Augen. Das machte er mehrmals, und Caspar fragte sich, was wohl einer sieht, der einem anderen ins Auge schaut. Nach allerlei Untersuchungen, zu denen der Doktor nichts sagte, nur daß er zuweilen ein bestätigendes Brummen machte, mußte sich Caspar dort aufstellen, wo auf dem Fußboden mit Heftpflastern ein Kreuz markiert war. Die Vorhänge wurden zugezogen. Eine kleine Lampe beleuchtete die Tafel an der Wand. Caspar las die Buchstaben, auf die der Doktor mit einem Stock zeigte. Wenn er aber mit einer fahrenden Bewegung eine ganze Zeile hören wollte, schloß der Junge die Augen und sagte die Buchstaben aus dem Gedächtnis. Auch an die kleinsten Zeichen ganz unten auf der Tafel konnte er sich erinnern.

»Die Coppenrathsche Scharfsichtigkeit ist ungetrübt«, sagte Doktor Lorentzen, gab dem Jungen einen Klaps, der Mutter die Hand. »Es ist nichts. Der Bursche hat beneidenswert gesunde Augen, und wenn bisweilen Gleichgewichtsstörungen, Unwohlsein und andere Unregelmäßigkeiten auftreten, so hängt das nur mit seinem Wachstum zusammen.«

Als ihm beim Verlassen der Praxis das Mädchen mit dem einen Auge entgegenkam, war es dem Caspar trotz größter Anstrengung unmöglich zu verhindern, daß er ihm zublinzelte. Noch auf dem Heimweg an der Hand der Mutter schämte er sich dafür, und als am Mittagstisch erleichtert und zufrieden von der beachtlichen Gesundheit seiner Augen gesprochen wurde, da noch dachte Caspar an das halbierte Mädchen, aß eine ganze Bratwurst mit einem zugekniffenen Auge, schaffte auch die Dickmilch mit Zucker und Zimt einäugig, um zu sehen, wie die Welt für das Mädchen war.

## Kapitel 2

Das Coppenrathsche Haus an der Johannisstraße, der kleine benachbarte Platz an der Ecke zur Süsterstraße, das ausgebrannte, vernagelte Herrenhaus dahinter, die Kreuzung, der Kirchplatz, die Wege um St. Johann, das Gelände der Volksschule und Teile des alten Neustädter Rathauses, in dem die Lüers mit Eisen und Brot handelten - das war Caspars Welt. Am liebsten saß er an warmen Tagen hoch oben auf dem Pfeiler aus Sandstein, der die äußerste Ecke des Grundstücks bezeichnete, von dem aus ein Gitter die Johannisstraße, das andere im rechten Winkel die Süsterstraße hinablief. Dort oben fühlte Caspar sich in der Mitte, schaute den Menschen zu, beobachtete alle Bewegungen, belauschte Gespräche und war Zeuge kleiner Zusammenstöße - immer in dem Gefühl, den Hof und das Haus der Familie im Rücken zu haben.

Manchmal lief er alle erdenklichen Wege in seiner Welt, diagonal über die Kreuzung in die Kirche, um den Kirchhof, aus dem Kreuzgang am Pfarrhaus entlang, über den Hinterhof des Marienhospitals in die Bischofsstraße, mit langen Sätzen oder in verrückten Schlangenlinien über den zweiten Pausenhof an Lüers Pferdeställen vorbei und durch den Torbogen über die Johannisstraße in das elterliche Haus. Manchmal konnte er sich vorstellen, daß seine Füße mit jedem Schritt einen unauslöschlichen weißen Abdruck hinterließen, daß die ganze Gegend von seinen Fußabdrücken übersät wäre, daß die täglichen Wege durch dicke, weiße, ausgetretene Bahnen gekennzeichnet sein müßten, so der kleine Hof, die Strecke zur Schule, die Fläche unter den Arkaden vor dem Geschäft. Caspar dachte auch, daß es trotz der millionenfachen Abdrücke sehr viele Winkel und Nischen, sehr viele zufällige Auslassungen in der weißen Fläche geben müßte. Er erkannte, daß er selbst da, wo er sich täglich befand, wo er lebte, längst nicht jeden Fleck berührt, jeden Ort innegehabt haben konnte. Es war dasselbe, daß er noch niemals dort gewesen war, wo der Wohnzimmerschrank stand, sein Bett, Mutters Klavier, Omas Sessel. Man kann nicht überall gewesen sein, sagte er sich und lief an den folgenden Tagen in komischen Zickzacklinien und über alle denkbaren Umwege an jene Stellen, vervollständigte die weiße Fläche seiner Fußabdrücke, füllte die Lücken, die er sich dachte, achtete stets darauf, sich auf Wegen zu bewegen, die ihm sonst nicht gewöhnlich waren. So konnte man ihn eine Weile eng an Hauswänden entlangstreichen, in den Nischen zwischen den mächtigen Stützstreben des Kirchenschiffes Fuß an Fuß setzen sehen, auf den Kantensteinen, in der Gosse der Bürgersteige oder frech auf der Mitte der Johannisstraße.

Im Geschäft durften die Kinder nicht spielen. Besonders bei Regen hielten sie sich unter den Arkaden auf, zeichneten einen Hinkekasten auf die Sandsteinplatten, spannten ein Sprungseil zwischen zwei Bögen oder erklärten den ganzen Bogengang zu einem Piratenschiff, von dem aus wild über die tückischen Gewässer der Johannisstraße auf das Handelsschiff der Firma Luer gefeuert wurde. Caspar kannte jeden Stein der Säulen, war tausendfach mit dem Finger durch die Fugen gefahren, konnte stundenlang an die warmen Steine gelehnt dasitzen, nur das Leben beobachtend, die Menschen, von denen einige hinter den großen Scheiben im Laden verschwanden, vor denen das Ballspiel verboten war, auf denen mit schönen, goldenen Buchstaben geschrieben stand: »August Coppenrath - Bekleidungsgeschäft«. Das war der Großvater gewesen mit dem einen Arm.



Am Nachmittag dieses Tages hatte Caspar Gelegenheit, ausgiebig mit dem Roller zu fahren, den er tags zuvor zu seinem siebten Geburtstag von den Eltern geschenkt bekommen hatte. Es war ein wunderbares, rot glänzendes Ding mit neuartigen Ballonreifen, und Caspar machte mit ihm die vertrauten Wege, zog da, wo er sonst in eckigen Linien gehüpft und gesprungen war, ruhige, runde Bahnen und stellte sich vor, über die tapsigen weißen Fußabdrücke legte sich eine gleichmäßige rote und geriffelte Spur. In stiller Fortbewegung konnte er sich treiben lassen, langsamer als man ging, in rasender Fahrt durchmaß er geradlinig und stark große Strecken in kleinsten Zeiten, ließ sich ausrollen mit pendelnden Schwüngen, in weiten Kreisen über den Kirchplatz, in engen Kehren unter dem Torbogen des Handelshauses Lürer.

Hilde Coppenrath saß im Wohnzimmer am Klavier und spielte eine der späten Schubertschen Sonaten, ein Stück, das sie von Herzen liebte.

In der Mühlenstraße, im Hause des Kunstmalers war Hilde in einem Meer von Musik großgeworden. Opernbesuche im Stadttheater, Kammerkonzerte und ein sinfonischer Zirkel ihrer Mutter waren Selbstverständlichkeiten gewesen, ebenso wie der Vater bei der Arbeit ständig die Grammophonplatten hatte laufen lassen, wie die Kinder ein Instrument gelernt hatten. Hilde das Klavier. Und im Hause der Bekleidungshändler, wo man Musik nur aus dem Rundfunkempfänger und den von Lehrlingen gepfiffenen Schlagern kannte, hatte sie mit Krieg und Ehe auf manchen Wunsch verzichten müssen, doch als es ihnen mit den Jahren besser gegangen war, hatte sie auf einem Klavier bestanden. Das war ihre einzige Leidenschaft, und die Stunde am Nachmittag war ihr heilig, da zog sie sich ins Wohnzimmer zurück und gehörte der Musik und sich selbst.

Hilde Coppenrath spielt die Klaviersonate für das Kind in ihrem Leib. Sie glaubt fest daran, daß es schon seit langer Zeit die Musik hören kann, und sie will, daß es ein Mädchen wird, eine Klavierspielerin.

In das Andantino des zweiten Satzes sticht der Schrei durch die geschlossenen Fenster bis in das Herz der Mutter. »Caspar!« schreit sie auf, hält sich für einen Augenblick den Leib, glaubt, das, was kommt, nicht mehr tragen zu können, hat es im selben Augenblick vergessen, springt auf und rennt durch die Küche in den Flur, nimmt mit ihrem Kugelbauch die enge Wendeltreppe in das Geschäft, fährt zwischen die gedämpften Verkaufsgespräche und an ihrem Mann vorbei, hast du denn den Schrei nicht gehört, der schüttelt verwirrt den Kopf, ja, nein, und die Mutter rennt weiter aus der Glastüre, erkennt ihr denn Caspars Stimme nicht, ihr Mann mit einem Geldschein hinterher, sie weiß den Weg ohne einen Seitenblick aus den tränenerfüllten Augen, fliegt über die Johannisstraße unter den Torbogen und fällt an der Seite ihres Kindes auf die Knie.

Der Vater sieht zuerst nur die Aufregung, sieht den jungen Lürer aus dem Laden kommen, die Menschen einen Kreis auf der Gasse bilden, sieht den Carl an die Hauswand gedrückt weinend dastehen, tritt in den Kreis und sieht den Kutscher der Lürers und die Mutter bei dem Kind. Auf seiner Lippe steht Blut. Der linke Arm ist unnatürlich abgewinkelt. Der Vater beugt sich hinab und hört das Wimmern des Jungen. Es beruhigt ihn.

Zuerst wollten sie ihn ins Haus tragen, doch der junge Lürer machte darauf aufmerksam, daß es zum Krankenhaus kaum weiter war. Sie legten den Jungen auf den Pferdewagen und fuhren ihn an der Schule vorbei zum Hintereingang des Marienhospitals. Als der Wagen anfuhr, kam unter ihm der rote Roller zum Vorschein.

Caspar hatte einen zweiten Zahn verloren und seinen linken Arm gebrochen, den Unterarm, Elle und Speiche, glatt abgeknickt wie zwei Bleistiftminen. Er wurde betäubt, der Arm wurde gerichtet und in Gips gelegt. Dann legte man ihn in ein Bett. Auf dem Heimweg weinte Hilde. Clemens drückte sie im Gehen fest an sich. »Carl wird wissen, wie es passiert ist.«

In der Küche saß Carl mit dem Kutscher, der sich sofort erhob, ein Riesenkerl, der sich aber und abermals entschuldigte, stammelnd darauf verwies, daß ihm ein solches Unglück noch niemals widerfahren sei, aufgeregt und mit rotem Kopf nach dem Jungen fragte und sich erst ein wenig beruhigte, als man ihm mehrfach versichert hatte, es sei zwar ein schrecklicher Unfall gewesen, doch das alles komme wieder in die Reihe - das Schlimmste sei, wie so oft, der Schreck gewesen.

Der Vater drängte den Kutscher, sich wieder zu setzen. Dann holte er zwei Flaschen Bier und den Wacholderschnaps. Sie tranken schweigend. Schwerfällig gab der Kutscher schließlich Bericht. Es war nicht, als müßte er sich unter Mühen erinnern, es war auch nicht, als machte ihm ein Schuldgefühl zu schaffen. Es war, so dachte Clemens Coppenrath, als strengte er sich im Erzählen an, die Sache richtig zu verstehen.

Der Kutscher war, wie unzählige Male in seinem Leben, die Johannisstraße heraufgekommen, vom Rosenplatz her, und wie immer, so hatte er auch an diesem Abend die Pferde schon bei der Apotheke, etwa bei der Einmündung der Goldstraße Schritt gehen lassen, weil sein Ziel so gut wie erreicht war und man außerdem den Bogen in die enge Gasse nur langsam fahren konnte. Erst als er selbst in den Schatten der Durchfahrt gekommen war, naturgemäß ein Stück nach den Pferden, hatte er das Kind gesehen. Gegen das Licht der hinteren Ausfahrt hatte er es gesehen, doch da war es bereits zu spät gewesen, und der Junge - unbegreiflicherweise, wie er mit einem Schluck aus dem Schnapsglas bekräftigte - hatte wohl nichts gemerkt, war mit dem Roller auf seiner gemütlichen Bahn dahingerollt, verträumt oder blind, mit einem merkwürdigen Blick. Ein flinker Kerl hätte den Roller fallen lassen, zur Seite springen und sich an die Wand drücken können, dieser aber hatte nicht einmal eine abwehrende Bewegung gemacht, war nicht einmal erschrocken, wie er auf den Wagen zugefahren war, zwischen den Pferden und womöglich längs durch den Wagen hindurchfahren wollte. Der Braune hatte ihm einen kleinen Schubs zur Seite gegeben, daß er einen Schlenker machte und die Deichsel haarscharf an seinem Kopf vorbeistieß.

Das, so sagte der Kutscher, wäre sonst sein Ende gewesen. Hilde verließ den Raum. Clemens holte zwei weitere Flaschen Bier. Dann tranken sie eine Weile schweigend. Der Rest war nur ein Poltern gewesen, ein knarrendes, schabendes Geräusch, schrecklich anzuhören. Wahrscheinlich war ein Rad über den Arm des Jungen gefahren. Carl war an den Vater herangetreten, hatte sich gegen ihn gelehnt.

»Wie am Kanal!« sagte er.

Am nächsten Morgen ging Hilde Coppenrath früh zum Marienhospital hinüber. Sie hatte Caspar eine Tasche mit dem Notwendigsten gepackt. Der Junge war auf ein Zimmer der Frauenstation verlegt worden, weil er noch in der Nacht, als er aus der Narkose erwacht war, quengelnd darauf bestanden hatte, an einem Fenster zu liegen, von dem aus er das Elternhaus sehen konnte.

So fand die Mutter das Kind in einem Raum mit kranken Frauen. In einem Bett, das man bis an die Fensterbank herangeschoben und so hoch eingestellt hatte, daß er im Liegen bequem aus dem Fenster schauen konnte, lag Caspar Coppenrath bei jungen Frauen und Großmüttern, zwischen Blinddarmentzündung und Unterleibsgeschichte, mit seinem weißen, gewinkelten Arm am Haken und freute sich, als die Mutter kam.

»Was machst du für Sachen?«

Über den Gipsarm hinweg gab sie ihm einen Kuß auf die Stirn, strich ihm das Haar zurecht, stellte eine Flasche Apfelsaft auf den Nachttisch, legte eine Tafel Schokolade dazu.

»Was machst du nur für Sachen?«

Caspar setzte sich ein wenig auf, so weit, wie es der angebundene Arm zuließ, deutete mit der rechten Hand aus dem Fenster und begann freudig zu sprechen.

»Das ist der beste Platz im ganzen Krankenhaus. Von hier aus kann ich alles sehen. Unser Haus ist zwar in der Mitte durchgeschnitten, aber das Wohnzimmerfenster ist zu sehen, Omas Wohnzimmerfenster darüber auch. Ab und zu könnt ihr ja mal winken!«

Die Mutter nickte lächelnd.

»Die Kirche kann man von hier aus sehen, wie ich sie noch nie gesehen habe. Schau, das dreckige Dach und die kleine Luke zum Rausklettern!«

Der Mutter kam es vor, als wollte Caspar über den Unfall nicht sprechen.

»Wenn die Kinder, die in der Süsterstraße wohnen, und alle noch dahinter, Norbert, Peter und die, wenn die morgens zur Schule gehen, kann ich sie sehen!«

Caspar schaute die ganze Zeit aus dem Fenster, schien den Gipsarm und seine Ursache längst vergessen zu haben, begeisterte sich an seiner Aussicht, schien sich gar auf die kommende Zeit zu freuen.

»Papa und ich waren sehr erschrocken.«

Die Mutter konnte das in einer Art sagen, die den Caspar sich sofort zu ihrer Seite drehen ließ. Da schien er ihr ein anderes Gesicht zu zeigen. Er weinte. Die Mutter streichelte ihn und lächelte.

»Was machst du nur für Geschichten?«

So waren sie lange beisammen. Caspar sprach nicht mehr, weinte still für sich, und die Mutter blieb in seiner Nähe.

Am Nachmittag kam Carl.

Er kletterte auf die Fensterbank, daß er dicht neben dem Bruder hockte. Gemeinsam schauten sie hinaus. Caspar erklärte, was er bisher alles entdeckt hatte. Carl hörte aufmerksam zu, hatte den Kopf auf die Knie gestützt und die Beine mit den Armen umschlossen. Als Caspar alles erklärt hatte, lehnte er sich zurück und schloß die Augen. Er lag da wie erschöpft von einer großen Anstrengung.

»Wie ist das denn passiert?« fragte Carl nach einer Weile.

Caspar hielt die Augen geschlossen und schwieg.

»So blöd kann doch keiner sein!«

»Ich weiß nicht.«

Carl sprang von der Fensterbank. »Vollkommener Quatsch! Mit hundert Sachen gleich zur Seite weg, was anderes gibt es gar nicht!« Er klopfte unentwegt auf den Bettrahmen. Dann bemerkte er, daß Caspar weinte, und wenn der weinte, wenn der die Lippen so verzog, daß sich ihm die Augen zukniffen, wenn der sein Gesicht in der Armbeuge verbarg, daß man nur ein dumpfes Schluchzen hörte, das Rücken des Oberkörpers und die roten Ohren sah - das konnte der Carl nicht ertragen. Er setzte sich auf die Bettkante und tippte den Bruder an. Seine Stimme klang ihm fremd.

»War es wie am Kanal?«

Caspar zog die Schultern hoch.

»War was mit den Augen?«

Caspar wischte sich die Tränen mit dem Zipfel der Bettdecke aus dem Gesicht. »Ich habe nichts gesehen.«

Carl ließ sich Zeit. Dann sagte er leise: »Da war ein Pferdewagen, Caspar!«

»Ich habe ihn nicht gesehen!«

»Sag mal, schielst du denn?«

Caspar sagte nichts. Er wollte sich mit dem Bruder nicht streiten. Wenig später versprach Carl, am Abend noch einmal wiederzukommen, mit den Eltern. Als er gegangen war, zog sich Caspar die Decke über den Kopf. Als er nicht mehr weinen konnte, schlief er mit dem Gedanken an seinen roten Roller ein.

Man kam mit der Erklärung des Unfalls nicht gut zurecht. Professor Kortemeier hielt einen Augenfehler für ausgeschlossen, empfahl, an das Einfachste zu denken, an eine gewöhnliche Unaufmerksamkeit, an kindliche Verträumtheit. Er werde zwar, um die Eltern zu beruhigen, in nächster Zeit einen Kollegen für Augenheilkunde an das Bett des Jungen bitten, doch davon verspreche er sich lediglich die Bestätigung seiner Ansicht, daß der Caspar zwar verwirrt worden, insgesamt aber ein durchweg gesunder Kerl sei.

Wenn er morgens von der Schwester geweckt wurde, zog er als erstes den Vorhang beiseite. Der Platz und die Straßen waren leer. Es war gerade eben hell geworden, und der Schatten des Marienhospitals, des Daches über seinem Kopf, reichte bis auf den Kirchplatz. Kaum jemand war um diese Zeit unterwegs.

Sobald die kranken Frauen in seinem Zimmer wach waren, begannen sie sich zu unterhalten. Sie erzählten sich Geschichten über ihre Familien, beschwerten sich über ihre Männer, beklagten die viele Arbeit und die schlechten Zeiten. Caspar fiel auf, daß sie sich sehr oft wiederholten, daß sie aufgeregt lange Geschichten erzählen konnten, die sie nur einen Tag zuvor ebenso aufgeregt und ebenso ausführlich erzählt hatten. Wenn er aus dem Fenster sah und nebenbei auf die Erzählungen hören mußte, konnte er sich nicht vorstellen, daß die zuhörenden Frauen die Wiederholungen nicht bemerkten. Schon deswegen mochte er sie nicht.

Das, was außerhalb des Fensters zu sehen war, nannte Caspar die Welt. Darin suchte er die Wiederholungen, achtete auf Regelmäßigkeiten, prägte sich Bewegungen und Erscheinungen ein, verglich sie ständig mit dem Vergangenen und war bereits nach kurzer Zeit in der Lage, kleine Voraussagen zu machen.

Kurz bevor die Schwester das Frühstück brachte, kam der Dechant von der rechten Seite, vom Pfarrhaus her, über den Kirchplatz gegangen, niemals zielstrebig in sein Gotteshaus hinein, stets wie bei einem kleinen Spaziergang um die Kirche herum: als wollte er vor der Morgenmesse kontrollieren, ob seine Kirche die Nacht gut überstanden hatte. Er war der Verlässlichste von allen, denn selbst am Sonntag machte er pünktlich seine Runde, verschwand immer an der Johannisstraße hinter dem Turm mit der geschwungenen Kappe, und kurze Zeit später erklangen die Glocken zur Frühmesse. Mit dem täglichen Geläut war Caspar aufgewachsen, und doch wunderte es ihn, wie verändert die Glocken von der gegenüberliegenden Seite klangen: so mußte es sein, zöge die Mutter mit dem Klavier in das Schlafzimmer.

Das Leben in der Welt, so bunt und zufällig es einem erscheinen mußte, der es flüchtig betrachtete, war bestimmt von lauter Regelmäßigkeiten. Die auffälligsten waren der Wechsel von ruhigen und unruhigen Zeiten, das Kommen und Gehen der Schüler, deren Schulzeiten Caspar bald schon kannte, die Geschäftszeiten, die Straßenbahnen, das sichere Wiederkehren derselben Menschen auf denselben Wegen zu denselben Zeiten. Dazu kam, wie das Karomuster eines Papiers, auf dem man Beobachtungen notiert, der verlässliche Tagesablauf im Krankenhaus. Caspar lernte genauer hinzusehen, ausdauernder zu beobachten, Vergleiche hartnäckiger zu suchen. Das alles, befand er stolz, konnte nur in seinem Kopf geschehen.

In der Mittagszeit, wenn die Frauen schliefen, erschien in schwer bestimmbarer Regelmäßigkeit ein Mann mit einem schwarzen Auto, stellte es hinter dem Lüerschen Laden ab, ging über die Johannisfreiheit in die Kirche und kehrte stets nach etwa einer halben Stunde zurück. Am späten Nachmittag eines jeden Werktages kam eine alte Frau von der Johannisstraße - vielleicht von der Haltestelle der Straßenbahn -, ging

sehr langsam bis unter eine bestimmte Kastanie auf dem Kirchplatz und wartete dort bei jedem Wetter, bis, kurz nachdem die Uhr von St. Johann sechs geschlagen hatte, ein Mann von der rechten Seite kam. Er gab ihr einen flüchtigen Kuß auf die Wange - wenigstens sah es danach aus, es konnte auch sein, daß er ihr ein geheimes Wort zuflüsterte, eine täglich wechselnde Parole, jedenfalls gingen sie dann gemeinsam den Weg, den die alte Frau gekommen war.

Da gab es einen Fahrradfahrer mit einem langen Gummimantel und einer schief sitzenden Baskenmütze. Der kam zu unbestimmbaren Zeiten, doch wenn er kam, fuhr er langsam und schwer tretend in einem kunstvollen Bogen um den Kirchplatz, hörte auf der Höhe Pfaffenstraße mit dem Treten auf, ließ sich ausrollen, an die Johannisstraße heranrollen, und wenn er dort anhielt, kam immer sein linkes Bein unter seinem Gummimantel hervor und stützte ihn, gab er immer die rechte Hand nach hinten und faßte an den Rand der braunen Aktentasche, um zu kontrollieren, ob sie noch richtig auf dem Gepäckträger saß. Wenn die Aktentasche nicht verrutscht und die Johannisstraße frei war, fuhr er über die Kreuzung in die Süsterstraße hinein. Das tat er mit so unverwechselbaren, stampfenden, drückenden Bewegungen des ganzen Gummimantelkörpers, mit so eindeutigen, rechts- und linksschlenkernden Schwüngen des Rades, daß Caspar, wenn er sein Kommen und Anhalten übersehen hatte, ihn nur daran erkannte.

Die junge Frau, die sich stets vor der Kirche verneigte, der Mann mit dem Schnauzbart, der immer denselben Papierkorb benutzte, der Fahrer der Molkerei, der den Lüers die Milch brachte - das alles gehörte bald zu den Gesetzmäßigkeiten der Casparschen Welt.

Darüber hinaus gab es geplante Regelmäßigkeiten.

Früh vor der Schule gab der Bruder bei gutem Wetter vom Wohnzimmerfenster aus Lichtzeichen mit einem Taschenspiegel, nur ein beliebiges Blinken zum Beweis seiner Anwesenheit. Pünktlich um zwölf Uhr, wenn die Glocke der Krankenhauskapelle zum Engel des Herrn rief, zog die Mutter die Gardine des Wohnzimmerfensters beiseite und winkte so lange, bis Caspar ihr zurückgewinkt hatte. Am Abend kam der Vater nach Geschäftsschluß unter den Arkaden hervor, stellte sich vor die letzte Säule und wartete, bis Caspar ihn entdeckt und ihm mit seinem Spiegel ein Blinkzeichen gegeben hatte, denn die Sonne stand jetzt im Westen. Mit einer Handbewegung verabschiedete sich der Vater für den Tag.

Manchmal dachte Caspar an den Pfeiler auf der Ecke des elterlichen Grundstücks, an den Platz inmitten seiner Welt, und er erkannte, so häufig und ausdauernd er dort oben gesessen hatte, niemals war es ihm in all dem bunten Leben gelungen, so genaue und eindringliche Beobachtungen zu machen wie vom Fenster des Krankenhauses aus. Hier besaß er einen Abstand zu dem, was geschah, hier lag er in dauernder Ruhe, schaute und tat kaum etwas anderes. Wenn am Abend eine Schwester kam und den Vorhang vor das Fenster zog, schmerzte ihn der Eingriff: am liebsten hätte er die Welt auch die ganze Nacht hindurch beobachtet. Da ahnte er, daß man etwas vielleicht nur richtig erkennen kann, wenn man sich sehr langsam und sehr vollkommen darum bemüht.

Der Augenarzt kam, den Professor Kortemeier angekündigt hatte.

Es war ein junger Mann mit einem weißen Gesicht und einer dicken, dunklen Brille. Er war lustig, klopfte Caspar auf den Gipsarm und sprach immer von seinem Sportsfreund. Dann führten sie allerlei Untersuchungen durch. Dem Jungen wurde mit einer Lampe in die Augen geleuchtet, mit seinem Blick mußte er dem Zeigefinger des Arztes folgen, dann zwei Fingern, und zuletzt machten sie ein Beobachtungsspiel. »Du hast hier eine wunderbare Aussicht«, sagte der Arzt und zeigte aus dem Fenster. »Das ist unsere Sehprobe!« Er fragte nach der Anzahl der Fenster im Kirchenschiff von St. Johann, wollte die Buchstaben über Lüers Ladeneingang wissen, die Farbe des

Lieferwagens, der für das Geschäft des Vaters immer die Herrenhemden brachte, und als ihm Caspar auch noch die Anzahl der Gitterstäbe von der Hauswand bis zum Pfeiler nannte, weil er sie seit ewigen Zeiten auswendig wußte, da lobte der Arzt sein außergewöhnliches Sehvermögen, wollte ihn für gesund und scharfsichtig erklären, doch Caspar fuhr ihm dazwischen. »Das kenne ich doch alles!«

Also begannen sie das Beobachtungsspiel von neuem. Diesmal stellte Caspar sich selbst die Aufgaben, las die Kennzeichen vorüberfahrender Fahrzeuge, beschrieb die Kleidung der Menschen auf dem Kirchplatz, noch die derjenigen auf der Johannisstraße, gab eine Fülle von Beobachtungen wieder, die er in Sekundenschnelle auf einer vorüberziehenden Straßenbahn gesammelt hatte und stellte am Ende stolz fest, daß die Farben auf dem Ball des Mädchens vor der Baustelle eingangs der Susterstraße rot, weiß und grün waren.

Der Arzt war sehr zufrieden. Abermals mußte Caspar seinen Fingern mit den Augen folgen. Dann fragte der Arzt: »Kannst du schielen?«

Caspar lächelte.

»Nein. Der Carl kann es.«

»Ich auch.«

Und dem jungen Mann sprangen die Pupillen hinter seiner Brille wie verrückt aufeinander los, auseinander und wieder zusammen und rollten und standen krumm und schief, daß der Caspar lachte und lachte und sich noch lange nicht beruhigen wollte, als die Augen des Arztes schon längst wieder brav nebeneinander standen.

Der Augenarzt behauptete, die Welt verdoppeln zu können, wenn er schiele, und bewies dem Jungen die Eigenständigkeit der Augen mit dem Daumensprung. Das faszinierte Caspar. Er verstand das nicht, doch eine lange, vergnügte Zeit ließ er Menschen, Gebäude und Bäume zur Seite springen, ließ den ausgestreckten Daumen auf der Welt herumhüpfen, freute sich an der ruckenden Bewegung, die plötzlich in sein festes Bild gekommen war.

Der Augenarzt sprach noch viel, mühte sich, dem Jungen sehr komplizierte Dinge zu erklären, rutschte auch gelegentlich in unverständliche Ausdrücke, so, wenn er von anomaler Korrespondenz sprach, doch am Ende hatte Caspar immerhin so viel verstanden, daß er fragte, ob er denn schiele. Nein, der Caspar schiele nicht, das täte jemand, dessen Augen niemals richtig zusammenarbeiteten, der stets mit einem schrägen Blick umherliefe.

Der Arzt sagte, er wisse eine ganze Reihe von Übungen, mit denen man die Augen stärken könne, und alle paar Tage komme er nun vorbei, gebe Caspar eine neue Aufgabe, und wenn der alles fleißig und genau mache, dann habe er an seinen Augen bald solche Muskeln wie ein Boxer an den Armen. Außerdem könne es dann nicht passieren, daß er zwei Bonbons sehe, wo nur eines sei. Er hatte in die Tasche des Arztkittels gegriffen und hielt dem Jungen zwei Bonbons hin. Caspar lächelte und nahm sie.

Als erste Übung sollte er nach jeder Mahlzeit zwanzigmal die Augen so weit es ging nach oben, nach unten, nach rechts und links nehmen, zum Schluß zwanzigmal in den größten Kreisen rundherum rollen lassen. Alles ganz langsam und ganz genau.

Nachdem der Augenarzt gegangen war, schaute Caspar eine lange Zeit nicht aus dem Fenster. Er lag auf dem Bett und dachte an seine Augen, dachte daran, daß man manchmal mit schwachen Augen etwas nicht sehen konnte, was mit starken Augen vorhanden war.

Als er nach dem Mittagessen am Fenster zum ersten Mal seine Augenübungen gemacht hatte, zwanzigmal vom Himmel bis auf die Fensterbank, zwanzigmal vom Vorhang bis zur Sakristei, zwanzigmal in großer Runde um seine Welt herum, da war ihm plötzlich hundelend schlecht, und ehe er sich besinnen konnte, sprang ihm ein fetter Brei von Hackfleischklößchen, Salzkartoffeln, Möhrengemüse und Vanillepudding aus dem Hals

und auf das Bett überallhin. Da saß er erschrocken in seinem Dreck, und die Frauen machten einen großen Lärm, und drei Schwestern zogen ihm gleichzeitig das Bettzeug weg, rafften alles zusammen, wuschen, putzten: »Werd uns bloß nicht krank!«

Von da an machte er die Augenübungen vor den Mahlzeiten, steigerte sich auf fünfundzwanzig, auf dreißig, hielt sich bald nicht mehr an die Mahlzeiten, stellte den Reisewecker, den die Großmutter ihm geliehen hatte, immer zwei Stunden weiter, und wenn es das Schnarren unter dem Kopfkissen gab, übte Caspar seine Augenmuskeln, zuletzt sogar mit geschlossenen Lidern.

Der Augenarzt war sehr zufrieden und gab ihm für die nächsten Tage auf, möglichst lange auf einen Gegenstand zu schauen, ohne Blinzeln, ohne einen Seitenblick starr auf eine Sache. Das war leicht, denn Caspar hatte es mit der Turmuhr von St. Johann schon oft so gemacht. Nur mußte er sich nun etwas suchen, das sich nicht bewegte. Lange schaute er auf das »L« über dem Eisenwarenladen, auf den Schornstein des Elternhauses, ausdauernd betrachtete er einen Dachziegel der Kirche. Bald blinzelte er nicht mehr, ließ sich nicht ablenken für eine beharrliche Frist. Wenn es ihm anstrengungslos gelang, glaubte er manchmal, daß die Dinge, die er in seinem Blick festhielt, nach einer Weile von selbst in Bewegung gerieten - wie eine Fotografie, die einem ganz langsam zur Seite oder schräg nach oben weggezogen wird.

Eines Morgens hatte sich sein Auge auf der Gardine ihres Wohnzimmers festgesetzt, über eine lange, lange Zeit, und als sich die Gardine nun sacht zur Seite verschob, ohne daß Caspar seinen Blick auch nur einen Millimeter freigegeben hatte, als er ohne ein Blinzeln eine deutliche Regung feststellte, da glaubte er die Eigenbewegung der festgehaltenen Dinge bestätigt, doch es war nur die Mutter, die am Fenster stand und ihm zuwinkte. Da erst hörte er die Glocke der Krankenhauskapelle, die zum Engel des Herrn rief.

Mit der Zeit stellte Caspar fest, daß er sich an das Bild der Dinge, die er einmal über eine lange Zeit festgehalten hatte, mit geschlossenen Augen oder im Weggucken weitaus genauer erinnern konnte als an andere, die er zwar weitaus häufiger, aber niemals so fest und ausdauernd angeschaut hatte. Da stellte er zuweilen Vergleiche zwischen den Dauerbildern und der Wirklichkeit an.

Zwei Wochen nach seinem Unfall sollte Caspars Arm bei einer Durchleuchtung kontrolliert und mit einem neuen, kleineren Gips versehen werden, mit dem er dann nach Hause entlassen werden konnte. Die Ärzte stellten auf dem Röntgenbild jedoch fest, daß die Elle des Jungen an der Bruchstelle versetzt und im Begriff war, falsch zusammenzuwachsen.

Professor Kortemeier bekam einen Wutanfall, rief Caspars Vater zu sich, hielt ihm im Beisein des verantwortlichen Oberarztes die Röntgenaufnahme an das Fenster, schlug mit seinem silbernen Füllfederhalter unablässig auf die Bruchstelle, machte ruckende Kopfbewegungen zum Oberarzt hin und schnauzte mehrfach, bei dem da könne sich Clemens Coppenrath bedanken, bei dem Knochenbrecher und Kurpfuscher, bei dem rübergemachten Fleischerlehrling. Der Bekleidungshändler und der Oberarzt warteten, bis der Professor sich allmählich beruhigte, dem Vater in abbittendem Ton erklärte, daß man die Sache nun leider von vorn beginnen müsse, den falsch zusammenwachsenden Knochen künstlich brechen, richten und gipsen, und nun schon leutselig, als käme er auf den großen Vorteil der unseligen Angelegenheit zu sprechen, fügte er an, diesmal sei er selbst es, der die Sache in die Hand nehme. Das war dem Vater kein großer Trost, als er ging, dem Sohn die Nachricht zu bringen, daß er die zwei Wochen in seinem Krankenbett an einen rübergemachten Fleischerlehrling verschenkt hatte.

Caspar versuchte sich eben an seiner neuesten Augenübung. Es galt, das Sehen häufig und rasch von fern nach nah und umgekehrt umzustellen, den Blick von der Nähe in die Weite springen zu lassen, ihn übergangslos vom Horizont auf die Fensterbank zu holen. Für die ersten behutsamen Versuche hatte er sich eine strenge

Anordnung eingerichtet. In kleiner, sauberer Schreibrift hatte er auf ein Stück Papier seinen Namen geschrieben: »Caspar Coppenrath«. Diesen Zettel hielt er dicht vor seine Augen, doch so, daß oberhalb deszettels sein Eckpfeiler an der Johannisstraße noch zu sehen war. Nun sprang er los, schaute auf den Pfeiler, sobald er ihn klar erkannte, zurück auf seinen Namen. Sah er den Namen scharf, visierte er den Pfeiler an. Hin und zurück, fern und nah und hin und her, bis ihm schwindelig wurde.

»Was machst du da?«

Für einen Moment konnte er den Vater nur verschwommen sehen, sein Blick sprang eigenwillig vom Gipsarm an die Deckenleuchte und zurück. Dann erkannte er das traurige Gesicht.

»Was ist?«

»Es hat auch etwas Gutes«, sagte der Vater, setzte sich auf die Bettkante, erzählte von der schlechten Arbeit, die der Oberarzt geleistet hatte, stellte die Zeigefinger versetzt voreinander, den Zustand der Elle zu beschreiben, versicherte, daß der Junge von allem nichts merken würde, von dem Brechen und Biegen nicht, nur daß die Wartezeit von vorn beginne.

»Und das Gute?« fragte Caspar.

»Die Mutter wird bald das Kind bekommen. Dann bist du in ihrer Nähe!«

Der Tag der Narkose war den Augenübungen verloren. Caspar versuchte erst gar kein Dauerbild und keinen Entfernungssprung, hielt die Augen meist geschlossen und dachte daran, daß sein Krankenhausaufenthalt neu begonnen hatte. Er sehnte sich nach dem Elternhaus, nach dem Carl, nach seinem Zimmer, seinem Bett, er wollte unter den Arkaden eine Kaperfahrt mit dem Piratenschiff unternehmen, wollte auf dem Eckpfeiler wieder einmal die alte Ansicht seiner Welt erleben, stellte sich vor, in der Schule die Freunde wiederzusehen, in der Stadt umherlaufen zu können, wohin er wollte, bis in die Mühlenstraße zu Opa und Oma Maler, dachte sogar an den roten Roller, doch trotz all der schönen Dinge, die für ihn unmöglich waren, war er auch froh, daß er noch länger sein Bett am Fenster, seinen Aussichtsplatz, behalten konnte. Er hatte das Gefühl, von seiner Warte aus noch lange nicht alles gesehen, eigentlich nur einen flüchtigen Blick auf die Welt geworfen zu haben.

Später kamen die beiden Onkel, drängten mit Worten und Gesten durch die Tür, wußten vor lauter Gegenrede nicht, wo sie sich befanden, und hätten in ihrer Hitzigkeit das Zimmer verwechseln können, ohne es zu bemerken. Inmitten der ratlosen Kranken zankten sie sich um die Wiedervereinigung ihres Landes, konnten sich über ein Angebot nicht einig werden, das ein anderer gemacht hatte, beschimpften sich als Russenfreund und Neukapitalist, zappelten zwischen Demokratie und Sozialismus, nahmen es wechselseitig wie Sieg und Niederlage, und als sie bemerkten, daß dem anderen mit Sätzen nicht beizukommen war, beschränkten sie sich auf einzelne Worte, die sie austeilten wie Schüler im Gedränge Ellenbogenstöße.

»Meine Herren!« rief mahrend die Krankenschwester, und die beiden gingen ohne ein Wort auseinander und an Caspars Bett: Edwin an das Fußende, an das Kopfende der Josef. Sie waren gekommen, Caspar zu trösten.

Onkel Josef beglückwünschte ihn zum verlängerten Urlaub, mindestens zwei Wochen länger keinen Schulunterricht, keine Hausaufgaben, kein Abtrocknen in der Küche, kein pünktliches Aufstehen und Einschlafen. Dazu die netten Menschen, das gute Essen und die wunderbare Aussicht. Besser könne es einem kaum gehen, lachte er, kramte aus seiner schwarzen Jacke das rothölzerne Kästchen mit den sechs Bleistiften, das er ihm zum Geburtstag geschenkt hatte, und versprach, ihn heute in die Geheimnisse des Bleistiftes einzuführen.

Onkel Edwin bedauerte den hinausgezögerten Krankenhausaufenthalt, die ärztliche Kunst sei ein Handwerk, das man in derselben Gründlichkeit erlernen, mit derselben Sorgfalt ausüben müsse wie das Tischlern und Klempnern. Er bemitleidete den Jungen,



daß er nicht nur ein gutes Stück des Schulpensums, auch den halben Frühling verpasse, zog zuletzt mit aufgestelltem Zeigefinger und seinem großen Lächeln ein Päckchen aus seinem dunkelgrünen Ledermantel, einen kleinen Pappkarton mit der Aufschrift »Detektor«. Damit er die Verbindung zur Welt nicht vollständig verliere, lachte der Onkel.

Der Karton enthielt einen kleinen, elektrischen Apparat mit einem Glaskörper obendrauf, mit Knöpfen, Kabeln und einem richtigen Kopfhörer. Das sei ein Radio, behauptete Onkel Edwin, ein kleines, funktionierendes Radio und unter den skeptischen Blicken des Bruders und des Neffen befestigte er das blanke Ende eines Kabels am Heizungsrohr unter der Fensterbank, schloß den Kopfhörer an, zwängte ihn sich auf seine Stoppelhaare und begann mit hochgezogenen Augenbrauen an einem Stab zu drehen, der in den Glaskörper hinein und mit seinem Ende, einem dünnen, silbernen Draht, bis auf einen glitzernden Kristall reichte. Mit einem Lacher hatte er etwas gefunden, riß sich den Kopfhörer ab und stülpte ihn dem Jungen über.

Caspar hörte wirklich eine Stimme. Blechern und knisternd entfernt, und doch so nah in seinem Kopf hörte er deutlich einen Mann sprechen, hörte ihn einen Text lesen, einen unverständlichen Text mit vielen Wörtern, die Caspar nicht kannte, doch er konnte die Wörter unterscheiden, ihren Klang vernehmen und sich vorstellen, daß durch den Kopfhörer jemand zu ihm sprechen konnte wie der Carl oder der Onkel Josef. Es war ein Wunder. Onkel Edwins Hand deutete auf das Stäbchen im Glasröhrchen. Caspar zog daran. Es gab ein Knacken, die Stimme des Mannes war aus seinem Kopf verschwunden. Es gab ein Rauschen und Jaulen; die winzigen Bewegungen, die er mit dem Stab vollzog, bewirkten einen großen Lärm in seinen Ohren. Dann entdeckte er verschüttet unter rasselndem Knarren Musik, probierte, bis er deutlich und schön ein Klavier spielen hörte. Caspar schloß die Augen, legte den Kopf zurück, vergaß die Onkel an seinem Bett, vergaß das Krankenhaus, den frisch gebrochenen Arm und die Welt außerhalb des Fensters. Er lauschte dem Klavierspiel, als läge er zu Hause in seinem Bett und hörte die Mutter aus dem Wohnzimmer.

»Gefällt es dir?«

Onkel Edwin hatte ihm den Kopfhörer fortgezogen. Caspar lächelte dankbar.

»Es ist toll!«

»Dann gehe ich jetzt«, sagte Onkel Edwin, gab dem Neffen die Hand und machte eine flüchtige Bewegung zu seinem Bruder hin: »Du wirst sehen, wie alles kommt!« Dann verließ er mit raschen Schritten den Raum.

Onkel Josef zeigte auf das rothölzerne Kästchen. »Die Bleistifte erklär ich dir ein andermal.«

Caspar nickte.

»Mach's gut!«

Onkel Josef hielt seine Hand ein wenig länger als sonst.

»Mach's gut!«

Caspar setzte den Kopfhörer auf.

Er war glücklich.

Die Zeit im Krankenhaus gehörte ihm ganz allein, war ausgefüllt, ganz anders als zu Hause, wo es immer mal Langeweile gegeben hatte. Die Zeit war ihm etwas Kostbares geworden, mit dem er sehr vorsichtig umging, und wenn er auch zuweilen wünschte, noch sehr lange im Krankenhaus bleiben zu können, so wußte er auch, daß es daheim ganz ähnlich sein könnte, anders als zuvor.

Caspar war erfüllt von Wahrnehmung.

Da war das Beobachten seiner Welt, das sich immer öfter und immer bruchloser mit den Augenübungen verband. Wie wenig weit wäre er damit gekommen, wäre er früher entlassen worden! Der junge Augenarzt hatte ihm aufgegeben, die lange Strecke zwischen nah und fern nun nicht mehr in einem Sprung, sondern in kleinsten Schritten zu bewältigen, Stück für Stück in scharfbleibenden Bildern, niemals über die Dinge hinweg und doch mit der Zeit in einem gleichmäßigen Fluß. Das war nur zu lernen, wenn man in Hüpfern, mit voranruckenden Einzelbildern begann. Vom Kantenstein der Johannistfreiheit bis in den Himmel hinein, wo es in der Unendlichkeit keine Entfernungsunterschiede mehr gab. Dasselbe zurück und auf ähnlichen Wegen. Das dauernd und gewissenhaft, immer wieder begleitet vom Augenrollen, von den Dauerbildern und den großen Sprüngen.

Zwischendrin entspannte sich das Schauen, rannte wie es wollte über die Welt, ohne sie zu verstehen, ruhte auf einem beliebigen Gegenstand, der mit dem Verweilen seine Schärfe verlor, wenn Caspar nichts sehen wollte und alles in sich ließ.

Selten tagsüber, wenn ihm schwindelig geworden war, wenn er die Augen für eine Zeit schließen wollte, regelmäßig am Abend bis in die Nacht hinein, setzte Caspar den Kopfhörer auf und horchte in die Welt.

Er empfing Nachrichten von überall her.

Bei geschlossenen Augen schoß ein russisches Flugzeug auf ein französisches mit friedliebenden Menschen darin, während englische eine deutsche Insel nicht länger bombardierten. Während die Frauen schliefen, hörte Caspar vom Tod des Kardinal Faulhaber, vom Handelsvertrag zwischen der Bundesrepublik und der Türkei, horchte auf die betagte Stimme des Bundespräsidenten, der in einer sehr langen Rede seine Vorstellungen über eine Nationalhymne ausbreitete.

Hatte er genug, reichte ihm die Verwirrung, die das Unverständliche so faszinierend in ihm erzeugte, dann suchte er auf dem Kristall eine Musik, die ihn ruhigstellte. Er mochte die amerikanische Art, doch wenn er irgendwann später einschlief, klang ihm stets ein klassisches Stück im Kopf.

Eines Morgens folgte sein Auge dem Flug einer Taube, denn der Augenarzt hatte ihm aufgegeben, jetzt mit derselben Beharrlichkeit Bewegungen zu verfolgen wie vordem bewegungslose Bilder festzuhalten. So sah er nichts anderes als die Taube im Flug. Die Welt war verschwommenes Glas hinter dem Schweben, Flattern und Gleiten des Vogels, reglos hielt Caspar den Kopf, wie mit unsichtbaren Fäden verbunden folgten seine Augen der Bahn durch die Luft, in steilem Anstieg hinauf, schwerelos in kleinen Kreisen, kühn hinab und doch weich abgefangen.

Jäh prallte sein Blick auf die Fensterbank des elterlichen Wohnzimmers. Er hörte die Glocke zum Engel des Herrn, und sein Blick saß noch immer auf der Fensterbank. Mit dem rechten Arm zog sich Caspar am Bügel so hoch, daß er den linken aus der Schlaufe ziehen konnte. Er wunderte sich über das große Gewicht des Gipsarmes, hielt ihn an den Körper gedrückt und drehte sich vorsichtig, bis seine Beine über dem Rand des Bettes baumelten und den Boden berührten. Als er mit kleinen Schritten den Raum verließ, war ihm schwindelig. Er hörte nicht, was die Frauen sagten. Im Flur fragte er eine ältere Kranke, wo die Frauen lägen, die Kinder bekommen. Dort sagte er den Namen seiner Mutter, und jemand zeigte auf eine Tür. Er ging hinein. Da lag die Mutter mit einem rotfleckigen Gesicht unter strähnigen Haaren. Der Vater war dabei, erschrak und freute sich und zeigte dem Caspar im Arm der Mutter das Kind. Das Gesicht des Neugeborenen war knittrig und ein wenig lila. Da, wo die Augen sein sollten, sah Caspar nur zwei Hautfalten.

»Kann es nicht sehen?« fragte er erschrocken.

»Nur die ersten Tage«, antwortete der Vater.

»Es ist ein Mädchen«, sagte die Mutter mit einem Lächeln, »eine Klavierspielerin.«

Da drückte sich der Caspar ganz eng an die Mutter und spürte zum ersten Mal ein richtiges Heimweh.

Die Mutter mit der neugeborenen Tochter Caecilia Auguste und der Caspar mit einem handlichen Unterarmgips wurden an einem sonnigen Frühlingstag aus dem Marienhospital entlassen. Die Bäume auf dem Kirchplatz standen jetzt in einem hellen Grün.

Caspar zog seine Strickjacke aus und legte sie über den Gipsarm. Er ging über die Straße, am Kapitelhaus vorbei und hinter die Sakristei. Am mittleren Stützpfeiler blieb er stehen. Hier war ein Ende seiner Welt gewesen, wie er sie vom Krankenbett gesehen hatte. Er fand sein Fenster blinkend in der oberen Reihe der hohen Wand des Krankenhauses. Mit dem nächsten Schritt begab er sich in seine alte Welt, lief die Kirchenmauer entlang bis zur Johannisstraße, von dort schräglaufend auf die Schule zu und bis an die Ecke des Lüerschen Ladens zurück und schaute von Punkten, die er vorher wußte und sicher fand, auf sein Krankenhausfenster. Er wußte, als kleine Figur bewegte er sich nun in dem Bild, das er unverändert in seinem Kopf trug.

»Wenn ich will«, sagte er zu sich selbst, »kann ich mich in meiner Welt herumspazieren sehen.«

Am Abend feierten die Coppenraths.

Die Erwachsenen tranken Wein, Caspar saß dem Onkel Josef auf einem Knie und hörte zu, wie sie über die großen und die kleinen Politiker stritten, wie sie sich über den Fußballsport wieder einig wurden und über das Neugeborene in eine gemeinsame Freude fanden, die sie mit Wein aus Hartensteins Beständen vertieften. Der Stubenwagen stand neben dem Klavier, und wenn die kleine Caecilia unter dem dicken Kissen hervormurrte oder schrie, dann spielte die Mutter auf dem Klavier, trat Caspar an den Wagen heran, strich der Schwester über die rote Haut und hielt ihr einen Finger hin, den sie zufrieden umklammerte. Dazu sagte er ihr von ganz nah und flüsternd, was er bislang nur sich selbst gesagt hatte: das, was mit seinen Beobachtungen und seinen Überlegungen zu tun hatte, mit der Zeit im Krankenhaus, mit den Augenübungen und dem Pferdegespann. Und es war ihm, als verstünde das wenige Tage alte Mädchen alles, als versuchte es lallend eine Antwort, im warmen, gleichmäßigen Druck der winzigen Faust eine Zustimmung zu all seinen Gedanken. Schief Caecilia, dann setzte sich die Mutter zu den anderen zurück, Caspar aber trat in den Erker an das Fenster, schob die Gardine beiseite und schaute hinaus.

Es war dunkel. Sein Standpunkt, das überlegte er, war nun ein gegenteiliger. Die Fenster des Krankenhauses waren als schwarze Rechtecke auf der grauen Wand, manche als blasse Flecken, wenige noch als gelbleuchtende Augen zu erkennen. In seinem Zimmer waren die Vorhänge schon zugezogen. Caspar suchte die Gemeinsamkeiten der zwei Welten, den Kirchplatz, die Bäume, die Johannisfreiheit, das Dach des Kirchenschiffes und die Gerüste des Neubaus, doch alles hatte mit dem Bild in seinem Kopf nur den Namen gemein. Den Laden der Lüers konnte er jetzt nur mit dem Seiteneingang von der Johannisstraße sehen, die Kirche zeigte ihm nun beide Türme, den mit der runden Kappe aber so, daß er die goldene Uhr wieder hatte, die Bäume hatten ihm den Rücken zugekehrt, und würde in den nächsten Tagen der Radfahrer mit dem Gummimantel in langgezogenem Schwung aus der Kurve und an die Kreuzung kommen, dort mit Seitenblicken in den Querverkehr die Aktentasche auf dem Gepäckträger zurechtrücken, und dann mit seinen stampfenden und schlenkernden Bewegungen in der Süsterstraße verschwinden, so würde Caspar zum ersten Mal das Gesicht unter der schief sitzenden Baskenmütze sehen.

»Ich muß ein neues Bild anfangen«, sagte er sich.

Später lag er in seinem Bett und hörte im Kopfhörer des Detektors, daß jemand mit einem neuartigen Rotlicht bei Nacht fotografiert, daß er Tiere abgebildet hatte, die er in der Finsternis nicht hatte sehen können. Ähnlich, dachte Caspar, könnte er sich jetzt, in seinem Bett, in der Dunkelheit seines Zimmers das Bild des Blicks aus dem Krankenhausfenster vorstellen und festhalten. Bald aber, so wußte er, würde ihm das auch mit anderen Bildern gelingen: vom Erkerfenster oder vom Pfeiler auf der Ecke des Grundstücks aus.

Als er sich auf dem Kristall des Detektors eine ruhige Musik gesucht hatte, schlief er bald über dem Gedanken ein, daß es nun anders sein würde als vor seinem Unfall, daß er das Beobachten und die Augenübungen nicht mehr aufgeben würde.